





August Meer.

Ein Lebensbild

VON

Dr. Joseph Jungnick.

Mit Bildnis.

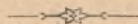


Bis 266

Breslau,
G. P. Ueberholz' Buchhandlung.
1898.



August Meer.



Ein Lebensbild

von

Dr. Joseph Jungnitz.

Mit Bildnis.



Bis 266

Breslau,
G. P. Aderholz' Buchhandlung.
1898.



7317¹SM

262:92

ZBIORY ŚLĄSKIE

Akc K Nr 459 745¹

Vorwort.

Als der Unterzeichnete es auf den Wunsch der Hinterbliebenen und der Verlags-handlung übernahm, die vom seligen Präfekten Meer als Torso zurückgelassene „Neue Solge der Charakterbilder aus dem Clerus Schlesiens“ zu vollenden, legte sich der Gedanke nahe, ein Lebensbild des heimgegangenen Verfassers beizufügen. Dieses Lebensbild wurde während der Zeichnung umfangreicher, als ursprünglich beabsichtigt war, und erscheint darum als besonderes Büchlein. Der Verfasser widmet es den vielen Verehrern des Verewigten und legt es als Zeichen treuer Liebe auf das Grab des unvergeßlichen Freundes.

Breslau, 15. Juni 1898.

Jungnitz.

1. Kapitel. Kindheit und Studien.

Der Geburtsort Meers ist Charlottenburg bei Berlin. Dort lebte der Chirurg August Meer in glücklicher Ehe mit Luise geb. Lauter. Er stammte aus einer eichsfeldischen katholischen Familie und hatte seinen Glauben inmitten der ganz protestantischen Umgebung treu bewahrt. Am 26. Januar 1841 wurde ihm ein Sohn geboren, der in der Taufe die Namen August Mloys erhielt. August war das dritte unter acht Kindern und der älteste Knabe. Als stilles, freundliches Kind erfreute er sich der besonderen Liebe seiner Umgebung; der Vater sprach oft den Wunsch aus, ihn einst als Priester zu sehen. August schloß diesen väterlichen Wunsch, obgleich er seine Bedeutung noch nicht erfaßte, doch tief in sein junges Herz ein. Freilich weckte auch der Umstand, daß in einem Nebengebäude des elterlichen Wohnhauses eine große Garfküche eingerichtet war, aus der manch guter Bißsen ihm zukam, zuweilen in ihm den Entschluß, Koch zu werden. Auch der Gedanke, Barmherziger Bruder zu werden, entsprang seinem guten Kindesherzen, wenn er die Werke der Barmherzigkeit sah, welche der

Vater in seinem Berufe an den Kranken und die mitleidige Mutter an den Armen übte.

Die Mutter wurde von August zärtlich geliebt. Sein ganzes Leben bewahrte er ihr eine innige Verehrung und Liebe und erzählte gern von ihrer Frömmigkeit, Sanftmut und ihrem großen Fleiße bei Besorgung der häuslichen Geschäfte. Obgleich die Familie sehr zahlreich war, besorgte sie die Wäsche und alle übrige Arbeit allein, und seine größte Freude war es, ihr dabei alle nur möglichen kleinen Dienste leisten zu können. Was er ihr an den Augen absehen konnte, that er, und seine Geschwister erinnern sich nicht, daß er jemals einen Verweis von ihr erhalten hätte. Oft sah er, wie die Mutter bei der Arbeit weinte, ohne indes erregt oder heftig zu werden oder zu klagen. Das erfüllte sein Herz mit Mitleid und um so größerer Liebe zur Mutter, und diese, über sein zartes Verstandnis und seine kindliche Aufmerksamkeit erfreut, umarmte ihn dann liebevoll und nannte ihn ihren Goldjungen. Zu dieser Benennung gab auch Anlaß die Fülle blonder Locken, die seinen Kopf bedeckte. Die Geschwister aber scherzten gern über seine dünne, hochaufgeschossene Figur; durch kleine Neckereien suchte er sich zu rächen; im übrigen herrschte die innigste Liebe und Eintracht unter der jugendlichen Schar.

Den ersten Unterricht erhielt August in Privatstunden; im achten Jahre trat er in die bewährte Rauersche An-

stalt ein, in der er bis zur Secunda aufstieg. Er war ein sehr fleißiger und gewissenhafter Schüler, der kein Spiel und Vergnügen sich gestattete, noch zu Bette ging, bevor er seine Aufgaben gelernt hatte. Während die Geschwister schon lange schliefen, saß er mit seinem Buche neben der ebenfalls noch thätigen Mutter, und war er beim Schlafengehen seiner Sache noch nicht ganz sicher, so bat er inständig: „Ach, liebe Mutter, wecke mich doch recht früh, ich muß noch lernen.“ Oft weckte er die Geschwister, indem er im Traume laut seine lateinischen und griechischen Aufgaben her sagte. Große Vorliebe zeigte er für Musik, erhielt auch Unterricht im Klavierspiel und spielte nach dem Gehör alle Märsche, die er auf der Wachtparade gehört hatte, zu Hause nach. Ebenso liebte er die Blumen; waren Nachmittags die Schulstunden vorüber, so ging er in den Garten, wo jedes Kind sein Beetchen hatte und pflegte nicht bloß das seinige mit der größten Sorgfalt, sondern half mit freudiger Bereitwilligkeit auch den Geschwistern.

Einen Zug seines zarten religiösen Sinnes erzählt seine ältere Schwester Marie. Als sie in seiner Begleitung an einem rauhen stürmischen Aprilmorgen nach der eine Stunde entfernten St. Hedwigskirche in Berlin fahren sollte, um dort die erste heilige Communion zu empfangen, setzte er sich zum Kutscher, um ihre Sammlung und Andacht nicht zu stören und erst auf ihre dringenden

Bitten nahm er im Wagen ihr gegenüber mit niedergeschlagenen Augen Platz, ohne während der ganzen Fahrt ein Wort zu sprechen.

Dieser fromme Kindesinn war die Frucht der wahrhaft katholischen häuslichen Erziehung. Der kirchliche Geist, der in der Meer'schen Familie herrschte und alle Glieder derselben belebte, übte seinen heilvollen Einfluß auch auf weitere Kreise aus und wurde zum einigenden Mittelpunkt für die zerstreuten Katholiken der Stadt. Als die Nachricht von den in Oberschlesien herrschenden Nothständen nach Charlottenburg kam, erklärte sich der Chirurg Meer bereit, milde Gaben zur Linderung der Noth zu sammeln. Er that dies mit großem Eifer und ersuchte dabei die Geber, ihre Konfession den Gaben beizufügen. Dadurch erfuhr er, daß in Charlottenburg über 800 Katholiken wohnten, die, weil sie keine Kirche und Schule am Orte hatten, ohne Übung der Religion lebten und die Kinder protestantisch erziehen ließen. Er theilte dies dem Propste Pellgramm in Berlin mit und bat um Hilfe, die auch bald geschaffen wurde. Missionsvikar Müller kam seit 1852 Mittwoch und Sonnabend aus Berlin und erteilte in der Meer'schen Wohnung Religionsunterricht. Die Kinder mußten, namentlich Anfangs, jedesmal erst herbeigeholt werden, welche Aufgabe August und seine Brüder mit ebensoviel Eifer als Erfolg lösten. Konflikte mit dem Superintendenten waren

die Folge, hinderten aber nicht den Fortgang der Katechesen. Meer, der Vater, erwog mit dem Vikar auch die Befriedigung der übrigen religiösen Bedürfnisse der Charlottenburger Katholiken, und seinen Bemühungen gelang es, ein Lokal zu mieten, wo monatlich zweimal Gottesdienst gehalten wurde. Für den jungen August war es nun eine große Freude, mit dem Glöcklein von Haus zu Haus zu gehen, um die Katholiken einzuladen und mit den Schwestern den kleinen Altar herzurichten und mit Blumen aus dem eigenen Gärtchen zu schmücken. Bei der gottesdienstlichen Feier versah er das Amt des Ministranten, und da entbrannte in seinem Herzen die Sehnsucht nach dem Priestertume. Schwere Opfer aber mußte er erst bringen, ehe er zu diesem hohen Ziele gelangte.

Im Jahre 1853, brach der Typhus aus; der Vater wurde zu einem Kranken gerufen und widmete sich mit großer Hingebung Tag und Nacht der Pflege desselben bis zur Genesung. Da ergriff die Krankheit ihn selbst, sowie die Mutter und drei Kinder. Nach kurzem Krankenlager starb der Vater Freitag den 26. August 1853, Sonnabend die jüngste Tochter, Sonntag der jüngste Sohn und Montag die Mutter; nur eine von den fünf Erkrankten genas nach jahrelangen Leiden. Bitterlich weinend umstanden die sechs elternlosen Waisen das Grab, in welches das Theuerste hinabgesenkt war;

da fiel der zwölfjährige August seiner ältesten Schwester um den Hals mit den Worten: „Weine nicht, Marie, nun werde ich der Vater sein!“ Er hat dies Wort durch seine Fürsorge schon während der Studienzeit und dann sein ganzes Leben hindurch treu gehalten.

Vom Grabe hinweg trennten sich die Geschwister, die nun kein Elternhaus, kein Heim mehr hatten. Mit dem Abendzuge reiste August nach Breslau, wo er Aufnahme im Fürstbischöflichen Knabenseminare finden sollte. Sein Köfferchen enthielt seine Kleider und Schulbücher, zu denen er einige Bücher aus des Vaters Bibliothek gelegt hatte, darunter den geistlichen Kampf von Scupoli. Diese hielt er zeitlebens als die einzigen Andenken an das Elternhaus hoch in Ehren. Der Abschied von der Heimat und den Geschwistern wurde ihm unsäglich schwer, immer wieder kehrte er noch einmal zurück und warf sich weinend an den Hals der ältesten Schwester, bis diese ihm als Talisman die kleine Uhr der Mutter um den Hals hing und so seinen Schmerz einigermaßen beruhigte. Dankbar gedachte er noch oft in späteren Jahren eines Offiziers, der ihn auf der Reise in der Nacht mitleidig in seinen Mantel hüllte.

Als Zögling des Konvikts besuchte er das St. Matthiaasgymnasium, in dessen Quarta er aufgenommen wurde. Am Tage seines Eintritts wurde er von einem Lehrer gefragt, wo er das zurückgegebene Zeugnis hätte, und

er antwortete im gewohnten heimischen Dialekte: „Ich hab' es injestochen.“ Die ganze Klasse brach in schallendes Gelächter aus, was den kleinen Brandenburger sehr verletzte. — Von den gleichmäßigen guten Fortschritten in den Wissenschaften und Sitten berichten die Schulzeugnisse, die er sorgfältig aufbewahrt hat. Vorhanden ist aus jener Zeit auch noch das Zeugnis über den Empfang der heiligen Firmung, die ihm am 29. Juni 1854 der Weihbischof Daniel Latuffsek spendete.

Seine Schwester Maria war ihm bald nach Breslau ins Ursulinerinnenkloster gefolgt, aber von der Frau Oberin Ursula nach Clermont in Frankreich zur Ausbildung im Französischen geschickt worden. Er unterhielt mit ihr eine lebhafteste Korrespondenz, und seine französischen Briefe waren dem Konvente in Clermont ein sehr beliebter Stoff zur Heiterkeit während der Recreation. Oft klopfte er an die Breslauer Klosterpforte und fragte: „Ist vielleicht ein Briefchen von meiner Schwester da?“ und traurig schied er, wenn die Frage verneint wurde. Die Rückkehr der Schwester nach Breslau war ihm eine große Freude und die Besuchszeit, in der er sie sehen und sprechen konnte, sein liebstes Vergnügen. Der 29. September 1857, an welchem Tage sie als Schwester Leopoldina eingekleidet wurde, war auch für ihn ein Freudenfest und mit erhöhter Sehnsucht wünschte er den Tag seiner Priesterweihe herbei. Indes noch manches

Jahr der Mühe und Entbehrung verging bis dahin. Von den Seinigen konnte er nicht die geringste Unterstützung erhalten und war zur Bestreitung der notwendigsten Ausgaben auf Stundengeben und die Wohlthätigkeit anderer angewiesen. Einmal besaß er einen Dukaten, den er für Privatstunden bekommen hatte. Dieser Schatz freute ihn so sehr, daß er beschloß, ihn nie auszugeben. Aber gar bald besaß er außer dem Dukaten nicht einen Pfennig und er brauchte notwendig Geld. Schweren Herzens wechselte er bei einem bekannten Kaufmann das Goldstück mit der Bitte, ihm dasselbe aufzuheben, denn er möchte es wieder einwechseln, was freilich nicht geschehen ist. Durch das Stundengeben neben dem mit eisernem Fleiße betriebenen eigenen Studium litt seine Gesundheit so, daß man besonders vor dem Abiturientenexamen um sein Leben besorgt war. Am Morgen des Prüfungstages fühlte er sich so elend, daß er dem Räte seines Studiengenossen folgend, in einer Apotheke einen stärkenden Trank verlangte. Das dargereichte Gläschen Rum mit weißem Pfeffer austrinkend, verging ihm auf Minuten Hören und Sehen, aber er fühlte dann Besserung und bestand glücklich das Examen.

Am 25. Oktober 1859 wurde er als Student der Theologie an der Breslauer Universität immatrikuliert. Der Eifer, mit dem er dem theologischen Studium oblag, entsprach der hohen Idee, die er vom Priestertume

hatte, und der heißen Sehnsucht, mit der er darnach verlangte. Sein reger Geist suchte überdies über das Fachstudium hinaus das Maß der allgemeinen Bildung zu erweitern und zeigte das lebhafteste Interesse am akademischen Leben. Da die aufblühende Verbindung Winfridia als ihre Tendenz es ausgesprochen hatte, „das katholische Bewußtsein und dem entsprechende Gesinnungen zu heben und zu kräftigen, wissenschaftliches Streben zu befördern, enge Freundschaft für das ganze Leben auszubilden“, so ist es leicht begreiflich, daß Meer schon im ersten Semester sich als Mitglied aufnehmen ließ. Seine schwungvolle, heitere Seele fand in der Winfridia einen ihr zusagenden Boden, auf welchem sie mannigfache Blüten trieb; er schloß sich der Verbindung mit vollem Herzen an und bewahrte ihr bis zum Tode ein thatkräftiges Interesse. Besonders fand das Statut, welches von der Pflege der Wissenschaft handelt, viel Verständnis bei ihm, und er trat in den wöchentlich stattfindenden wissenschaftlichen Versammlungen, in denen Vorträge gehalten und besprochen wurden, wiederholt auf. Sein erster Vortrag handelte über den Ausspruch des heiligen Justinus des Martyrers (Apol. I, 46.): „Die mit dem Logos gelebt haben, sind Christen, wenn sie auch als Leute ohne Gott galten, wie unter den Hellenen Sokrates“; die Themata seiner späteren Vorträge waren: der Göttinger Hainbund,

Theodor Körner als Sänger der Freiheitskriege, Bischof Ketteler und seine Schrift gegen die Freimaurer. — Bei festlichen Gelegenheiten trat er damals schon erfolgreich als Gelegenheitsredner auf. Beim Stiftungsfest, den die Verbindung am 12. Juni 1862 in Obernigk feierte, brachte er in längerer schwungvoller Rede das Hoch auf das um die Winfridia hochverdiente Ehrenmitglied Professor Dr. Gihler aus. — Auch zur Pflege der studentischen Gemütlichkeit trug sein jugendlicher Frohsinn bei; die Verbindungszeitung „Anastasia“ giebt davon Zeugnis. Im Sommersemester 1860 erschien es ihm geboten, bei dem zahlreichen Eintritte neuer Mitglieder, diesen eine besondere Fürsorge zu widmen, und er schuf einen „Fuchsstall“ von siebzehn Mann. Diese erkoren ihn zum „Fuchsmajor“. Dies war der erste, doch mehr private Anfang des Fuchsinstituts in der Verbindung.

Als Student war Meer auch Mitglied des akademischen Kölner Dombau-Vereins, in dessen Vorstand er gewählt wurde. In der Generalversammlung am 25. Juli 1861 hielt er einen Vortrag, mit dem Gedanken beginnend, daß die Geschichte des Kölner Domes große Freude darbiete, da sie ein Zeugnis davon ablege, wie viel Ausdauer und Eintracht vermögen. Obwohl 600 Jahre und darüber verflossen seien, seitdem Erzbischof Konrad den Grundstein zu diesem Wunderdome gelegt, sei man

heut noch mit demselben Eifer, wie damals, mit seinem Ausbau beschäftigt. Nicht nur Köln, fast ganz Deutschland nehme teil daran, wie die verschiedenen Dombauvereine bezeugten. Auch der studierenden Jugend gezieme es, sich an der Förderung des herrlichen Werkes nach Kräften zu beteiligen, denn dadurch könne sie ganz besonders ihren Sinn für religiöse Kunst an den Tag legen. Indem der Redner zum Schluß zu reger Teilnahme an der Vereinsangelegenheit aufforderte, gedachte er noch pietätsvoll des eben verstorbenen geistvollen und kunstsinnigen Königs Friedrich Wilhelms IV. und der Fürsorge, die derselbe dem Kölner Dome gewidmet hatte.

2. Kapitel.

Alumnat und erste priesterliche Thätigkeit.

Nach rühmlicher Absolvierung des akademischen Trienniums trat Meer im Herbst 1862 in das Alumnat, um in stiller Zurückgezogenheit der unmittelbaren Vorbereitung auf die heiligen Weihen zu leben. In seinen Aufzeichnungen heißt es: „Den 18. September früh 8 Uhr wandelte ich zu den Pforten des Alumnats, die sich mir infolge des am 5. August 1862 glücklich bestandenen Examens öffneten. Bald fiel die Reverende über meinen Leib herab und ein Vorgefühl des neuen

Lebens regte sich in meinen Gliedern. Dies wurde mir bald noch klarer durch die Empfangsrede des Pater Rektor, Kanonikus Dr. Sauer, zum Bewußtsein gebracht. „Sursum Corda!“ rief er uns mahnend zu; uns, die wir die Herzen anderer nach oben leiten sollten, mußten diese Worte stets vor der betrachtenden Seele schweben. Indem er das frühere freiere Studentenleben mit dem nun beginnenden verglich, leuchtete die Notwendigkeit der inneren Umwandlung, besonders der Läuterung der Motive bei unserem Thun und Lassen hell ein.“ Diese Gedanken waren seine Leitsterne in den nun folgenden Exercitien und tönten aus in dem kleinen Gedichte, das er den nach den einzelnen Betrachtungen gemachten Notizen beifügte:

Sursum corda!

Bei dem flücht'gen Erdenschatte
 Hat die Seele nimmer Ruh',
 Nur die ewig grünen Matten
 Führen wahren Frieden zu.

Seele, Seele, gottentstammte,
 Gottgenährte, gottgeliebt, —
 O, daß immer in dir flammte
 Heil'ge Sehnsucht, ungetrübt.

Sursum corda! töne immer
 In des Herzens heil'gem Schrein.
 Sursum corda — Erdenchimner
 Kann nie Seelenspeise sein.

Der Aufenthalt im Alumnate war auch für Meer die glücklichste Zeit des Lebens, sein Auge leuchtete, wenn er davon sprach, und nicht bloß sein Wort, sondern deutlicher noch die Bewegung, in die seine Seele geriet, bekundete die Freude, welche die Erinnerung an jene neun Monate in ihm weckte. Die Ehrfurcht und Hochachtung, die er den Obern der Anstalt zollte, begleitete ihn bis zu seinem Tode. Von allen dreien hat er gelegentlich Skizzen entworfen, in denen das pietättsvolle Herz vorzugsweise das Wort führt. Die größte Verehrung hegte er gegen den P. Rektor Kanonikus Dr. Sauer, den er einen Mann nennt, dessen Andenken in den Herzen aller seiner Zöglinge und Verehrer mit unauslöschlichen Zügen eingegraben bleiben wird. — Sein Spiritual war Lie. Storch, aus dessen Leben er später mit großer Sorgfalt die vielen schönen Züge sammelte, um sie als Immortellenkranz auf das Grab des verehrten Lehrers niederzulegen. — Bei seinem Interesse für Pädagogik mußte es ihm eine Freude sein, in Subregens Schäfer einen Mann zu finden, der es verstand, dieses Interesse zu pflegen und zu befriedigen. Begeistert schreibt er von ihm: „Alle, die das Glück gehabt haben, Karl Schäfer als Lehrer gehabt zu haben, werden beistimmen, daß er sich ein bleibendes dankbares Andenken in ihren Herzen gesetzt hat. Er war für die Schule ein Mann voll der innigsten Liebe für die Kinder, voll Scharfsinns, genauer

Beobachtungsgabe, großer Umsicht, unverdrossenen Fleißes. Und dieses Interesse für die Schule suchte er auch mit allem Eifer in uns Alumnen zu wecken durch Wort und Beispiel. Als durchaus praktischer Mann zielte er in seinen Katechesen vor allem dahin, uns die große Kunst, die Kleinen zu lehren, ebenso lieb wie leicht zu machen. Daß die Kinder in das Verständniß der Heilswahrheiten gründlich eingeführt würden und mit dem christlichen Leben von Jugend auf verwachsen, das war ihm die Hauptsache, das war ihm wahre Herzenssache. Wer seine Worte im Hörsale des Alumnats vernommen und ihn in der Dom- und Kreuzschule katechesieren gehört hat, dem wird das Bild des begeisterten und reich begabten Katecheten allezeit vor Augen geblieben sein als ein hellleuchtendes Vorbild. Es waren nicht leere Worte, die er uns einst zurief: „„Wollen Sie wissen, wie viel Wert Sie in den Augen Gottes als Priester haben, so fragen Sie sich, wie Sie in der Schule Ihre Pflicht erfüllen. Überall, wohin Sie sonst Ihr Beruf als Priester führt, kann der Stachel der Anerkennung Sie antreiben zur Erfüllung Ihrer Pflichten, aber in der Schule, da zeigt es sich, ob Sie für die Sache oder für sich arbeiten. Das Kind kann Ihre Mühen, Ihre Erfolge nicht beurteilen; hier wirken Sie einzig aus Liebe zu Gott.““

Bei solchem Verständniß für die Ideen und Absichten

des Lehrers konnte es nicht anders sein, als daß der Alumnatskursus für Meer ein gesegneter war. Den entsprechenden Ausdruck der Gefühle, die ihn bei den einzelnen weihervollen Stationen des Kurses erfüllten, fand er später wieder in dem schönen Büchlein des Generalvikars und ehemaligen Seminar-Regens von Orleans J. Gaduel: „Die Gedächtnistage des Seminaristen und Priesters.“ Er übersehte es 1870 ins Deutsche, da er meinte, auch den Priestern Deutschlands müsse die kleine aber inhaltreiche Schrift willkommen sein, „die in überaus wirksamer Weise die ernste Mahnung des Weltapostels erfüllen lehrt, die empfangene Gnadengabe nicht zu vernachlässigen, sondern immer zu erwecken die Gnade des Priestertums.“ Zu den besonderen Gedenktagen seiner Alumnatszeit rechnete er das Fest Mariä Lichtmeß, an welchem er in der Kreuzkirche seine erste Predigt hielt. Die Tonsur und niederen Weihen empfing er am 20. Dezember 1862, das Subdiafonat am 11. April, das Diafonat am 30. Mai, die Priesterweihe von Fürstbischof Heinrich am 4. Juli 1863. Der Oberhirt schloß diese Ordination in gewohnter Weise mit einer herrlichen Anrede, in welcher er den neugeweihten Priestern die drei Fragen ans Herz legte: Was habe ich übernommen? In welcher Zeit habe ich es übernommen? Wie kann ich es vollbringen?

Sein erstes heiliges Meßopfer brachte Meer am

14. Juli in der Klosterkirche der Ursulinerinnen in Breslau dar. Die Frau Oberin Mater Ursula, die ihm während der ganzen Studienzeit mit Rat und That beigestanden, bereitete ihm ein schönes Primizfest und hatte seine fernen Brüder und Schwestern dazu eingeladen, so daß die seit zehn Jahren getrennten Geschwister zum erstenmal vereint sich wiedersehen. — Auch der Primiztag gehörte fortan zu den Gedenktagen, die er alljährlich mit dankbarer Freude beging; war er in Breslau, so celebrierte er in der Ursulinerkirche, auf Reisen war für diesen Tag sein Ziel ein Wallfahrtsort.

Als neugeweihter Priester reiste er in seine Heimat, die inzwischen einen eigenen Seelsorger erhalten hatte, und vertrat denselben einige Zeit. Immer hob er mit Dank gegen Gott und einem gewissen Stolze hervor, daß er der erste Priester aus Charlottenburg war. Nachdem er noch einige Zeit an der Kirche der Elisabethinerinnen in Breslau Aushilfe geleistet hatte, erhielt er am 22. September 1863 die Anstellung als Kaplan in Zobten am Berge. Hier wirkte er mit jenem priesterlichen Eifer, der bei ihm selbstverständlich war und mit jener Anmut, die ihm alle Herzen gewann. Verschiedene Umstände machten ihm den Aufenthalt in Zobten besonders lieb. Mit seinem Pfarrer Graupe stand er seit den Tagen der Kindheit in pietätsvollem Verhältnisse; derselbe war als Kaplan von St. Hedwig in Berlin sein

Taufpate gewesen. In der lachenden Landschaft, die um den sägemumwebten, von Waldesrauschen umzogenen Zobtenberg sich ausbreitete, fand seine sinnige, poesievolle Seele edlen Genuß. Am Fuße des Berges in Gorkau wohnte der ihm geistesverwandte Pfarrer Hain, bei dem er oft weilte, dessen Charakter er zu seiner Erbauung studierte und später so anziehend zeichnete. Auch in Zobten war er literarisch thätig; 1863 überschwemmte ein Reisender der sogenannten inneren Mission die Stadt mit einem Traktätchen: „Der Bambino in Rom“, dessen Verehrung als der krasseste Götzendienst hingestellt wurde. Meer schrieb eine Entgegnung, und es gereichte ihm darum, als er 1879 in Rom weilte, zur besonderen Freude, in der Kirche Ara coeli am Kapitol das wunderthätige Bild, für welches er einst in die Schranken getreten, zu sehen und zu hören, in welch hohem Ansehen es steht.

Mit Beginn des Sommers 1865 ging seine Thätigkeit in Zobten zu Ende, da er am 13. Juni d. J. das Dekret als Kaplan an der Sandkirche in Breslau erhielt, „zur persönlichen Unterstützung“ des Pfarrers Dr. Wick, der durch die Redaktion der von ihm begründeten „Breslauer Hausblätter“ sehr in Anspruch genommen war. Unvergeßlich war ihm der Rat, den ihm beim Antritte sein neuer Pfarrer erteilte, sich ein Gitter anbringen zu lassen und nur durch dieses, nament-



lich mit den Frauen, die das Pfarrhaus besuchen würden, zu verkehren. Das Verhältniß zu seinem Pfarrer gestaltete sich bald zu einem sehr freundschaftlichen, und diese Freundschaft wurde nicht gelöst, als er St. Maria auf dem Sande verließ, und bestand namentlich auch dann unverändert fort, als Wick Domkapitular und Bistumsbeamter geworden war. Einen schönen Beweis der Freundschaft erhielt er von demselben, als er, durch den Kulturkampf obdachlos geworden, bei ihm in seiner Domherrnkurie gastliche Aufnahme fand. Wick zählt Meer zu seinen besten Kaplänen und bezeugt von ihm, daß er in seinem Wirken auf der Kanzel, im Beichtstuhle, in der Schule und in der Seelsorge überhaupt allseitig beliebt und auch in der Pfarrverwaltung sehr gewandt und brauchbar gewesen, weshalb sein Weggang aus der Pfarrei allgemein bedauert worden sei. Unter Wick machte Meer auch eine Schule im Vereinswesen durch, an welchem er sich lebhaft beteiligte.

3. Kapitel.

Präsekt im Knabenkonvikte.

Die Thätigkeit Meers in der Sandpfarre war nur von kurzer Dauer. Seine Fähigkeiten und sein Wirken bewogen seinen Ordinarius, ihm am 10. März 1866 die wichtige Stelle des Präsekten am Fürstbischöflichen

Knabenseminare in Breslau zu übertragen. Dieses Seminar hatte Kardinal Melchior von Diepenbrock, um das vom Trienter Konzil in der 23. Sitzung Kapitel 18 erlassene Reformdekret auszuführen, zur Feier der Rückkehr des heiligen Vaters Pius IX. aus dem Exil nach Rom gegründet und Fundatio Pia (Piusstiftung) genannt. Die Stiftung trat Ende September 1852 in dem zu diesem Zwecke gekauften Grundstück Martinißtraße 12 ins Leben. Es wurden zunächst 20 Zöglinge aufgenommen, wozu die 8 Singknaben und 12 Ministranten des St. Johannesshospitals kamen. Im folgenden Jahre wurde die Zahl der Seminaristen auf 54 erhöht, die Ministranten aber dem Waisenhanse zur schmerzhaften Mutter überwiesen. Das Kuratorium der Anstalt wurde einem Domherrn übertragen, die innere Leitung führte ein Präsekt. Dieses Amt verwaltete, ausgestattet mit reichen philologischen Kenntnissen, die er zur Förderung der Zöglinge in den Studien erfolgreich verwendete, 14 Jahre Bernard Pospiech, bis er zu Ostern 1866 die Pfarrei Lowkowitz übernahm. Fürstbischof Heinrich hatte inzwischen, um die Fortentwicklung der Lieblingsstiftung seines erlauchten Vorgängers hochherzig besorgt, aus eigenen Mitteln am Domplatze Nr. 1 ein neues ebenso schönes als zweckmäßiges Gebäude aufzuführen und reich ausstatten lassen, in welchem 100 Zöglinge unentgeltliche Aufnahme fanden.

Am 31. März 1866 siedelten die Zöglinge in das neue Haus über; an demselben Tage zog auch der neue Präsekt Meer ein. Am 11. April erhielt die Anstalt durch den fürstlichen Erbauer die kirchliche Weihe. In der Ansprache gab der Oberhirt lebhaften Ausdruck der Sehnsucht, mit welcher er nach diesem Tage der Weihe eines Knabenseminars verlangt habe. Erfüllt sei nun der Wunsch seines in Gott ruhenden Vorgängers, des seligen Kardinals Melchior, gestillt das Verlangen der Kirche und ein Haus errichtet, in welchem die Jugend vor dem Gifte der Versuchung bewahrt und ihr der schönste Priesterschnuck, eine reine unbefleckte Jugend, erhalten werden solle. Das sei der Zweck dieses Hauses, den die Leiter desselben allzeit im Herzen tragen, den die Zöglinge sich täglich vergegenwärtigen möchten mit den Worten des Psalmisten, früh am Morgen: *Introibo ad altare Dei* — Ich will hintreten zum Altare Gottes, und am Abende: *Ad Deum qui laetificat iuventutem meam* — Zu Gott, der meine Jugend erfreut.

Diesen oberhirtlichen Wünschen und Weisungen gemäß wirkte nun Meer, zunächst an der Seite des Kurators der Anstalt, Kanonikus Dr. Künzer, der ihm von Berlin her ein hilfreicher Freund gewesen und ihm auch die Primizpredigt gehalten hatte. „Bete und arbeite, zur rechten Zeit, in rechter Weise!“ Mit diesem Wahlspruche suchte er die Ziele zu erreichen, welche dem Seminar

hinsichtlich der sittlich-religiösen und wissenschaftlichen Ausbildung der Zöglinge gesteckt waren. Jedes Schuljahr begann mit zweitägigen geistlichen Übungen, welche die Schüler zu einer gedeihlichen Benützung der Schulzeit für Herz und Geist anleiten sollten. Jeden Tag wechselten während des Schuljahres Gebet und Arbeit und Erholung nach festbestimmter Ordnung. In den Geist dieser Ordnung die Zöglinge einzuführen und sie des befruchtenden Segens dieses Geistes theilhaft zu machen, war des Präfecten unermüdetes Bestreben. Als verdienten Lohn durfte er die anerkannt guten Leistungen der Seminaristen auf dem Gymnasium und die vorzüglichen Resultate am Schlusse des Schuljahrs ansehen. Wiederholt geschah es, daß sämtliche 100 Zöglinge der Anstalt versetzt wurden; stets waren unter den Prämianden verhältnismäßig viel Knabenseminaristen; zuweilen errangen diese fast ausnahmslos die Prämien für sich.

Abgesehen von dem Lohne, der in diesen Thatfachen enthalten ist, erfreute Meer sich im hohen Grade der Anerkennung seiner Oberhirten. Fürstbischof Heinrich schrieb ihm am 7. Oktober 1870: *Euer Ehrwürden Bericht über die Eröffnung des neuen Schuljahrs in meinem Knabenseminare habe ich mit jener warmen Theilnahme entgegengenommen, welche ich jener Anstalt stets zugewendet habe. Sie hat bisher meinen Er-*

wartungen so sehr entsprochen und die Opfer, welche ich für sie gebracht, so sehr gelohnt, daß ich wohl sagen darf, der Blick darauf gehört zu den trostvollsten, die mir in meinem schweren und sorgenvollen Amte beschieden sind. Mögen Sie sich, mein lieber Herr Präsekt, überzeugen halten, daß ich weiß, welchen Anteil Ihre stille, aber verdienstvolle Wirksamkeit daran hat, und daß ich dieselbe mit dankbarem Herzen erkenne.“ — Fürstbischof Robert fügte am 17. April 1886 seinem Danke für den empfangenen Jahresbericht die Worte bei: „Ich freue mich mit Ihnen über die in erfreulicher Weise erzielten Resultate.“ — In das Lob seiner Vorgänger stimmte Fürstbischof Kardinal Georg ein. In dem Schreiben vom 7. April 1888 heißt es: „Mit Freuden habe ich aus Ihrem Berichte von den vorzüglichen Leistungen fast aller Zöglinge meines Knabenseminars Kenntnis genommen und mich von der musterhaften Führung derselben überzeugt. Es ist mir ein angenehmes Bedürfnis, Ihnen für Ihre umsichtige Leitung der Anstalt, sowie für ihr unermüdliches segensreiches Wirken in derselben hiermit meine oberhirtliche Anerkennung auszusprechen.“ Dieses günstige Urteil litt nicht unter dem Wechsel der Jahre. „Wie in den Vorjahren“, heißt es im Schreiben vom 23. März 1891, „so haben auch die diesjährigen Erfolge des Knabenseminars für die umsichtige, opferwillige und pflichttreue Leitung desselben Zeugnis ab-

gelegt, weshalb es mich mit Trost und Freude erfüllt, daß der bewährte Leiter der Anstalt seine Liebe und Sorge für dieselbe auch in das nächste Schuljahr überträgt.“ Im folgenden Jahre erklärt der Oberhirt, daß er auf die „pflichttreue und gewissenhafte Arbeit“ des Präfecten „nicht allein mit dankbarer Anerkennung, sondern auch mit vollem Vertrauen hinblicke.“

Man freut sich von Herzen über diese hohe Anerkennung, wenn man an die stets sich gleich bleibende Bereitwilligkeit denkt, mit welcher Meer die reichen Gaben seines Geistes und Herzens in den Dienst der studierenden Jugend stellte. Mit begeisterter Liebe zur Jugend hat er sein Amt angetreten und mit hingebender Treue nahezu 30 Jahre verwaltet. Bei seinen „Jungen“ fühlte er sich glücklich und wachte wie ein Vater über dieselben. Namentlich für die Waisen und Verlassenen war er rührend besorgt und oft sagte er: „Ich weiß, wie bitter es ist, Waise zu sein.“ Er machte es sich zur Pflicht, Waisen und Verlassenen seinen besonderen Beistand zu gewähren, und wenn er in seiner Güte zu weit zu gehen schien und man ihm Vorstellungen machte, gab er einfach zur Antwort: „Ich bin Priester.“ Manche konnten seine edlen Motive nicht begreifen und hielten seine Bereitwilligkeit, allen zu helfen, für krankhaft. Die Hilfesuchenden behandelte er mit Rücksicht und Zartheit; noch in seiner letzten Krankheit stand er vom Bette auf, um

Böglingen, die in Geldverlegenheiten waren, persönlich das Erbetene einzuhändigen und ihnen eine Beschämung zu ersparen. Der Verkehr mit der Jugend half ihm über manche Bitterkeit hinweg und manche Enttäuschung trug er leichter in der Überzeugung, daß die Jugenderziehung seine Lebensaufgabe sei. Sein letztes Gedicht, wenige Wochen vor seinem Tode, bringt dies schön zum Ausdruck:

Bleich sind schon die Haare,
 Ermattet die Hand;
 Im Dienste der Jugend
 Mein Tagewerk schwand.
 Wie oft hat die Freude
 Das Herz mir bewegt,
 Wie oft hat der Schmerz
 Mir dasselbe erregt.
 Doch schaut ich der Jugend
 Ins Auge so treu,
 Wurd' stets auch die Liebe
 Zur Jugend mir neu.
 So bleicht denn ihr Haare,
 Du Hand werde müd';
 Im Herzen die Liebe
 Zur Jugend stets glüht.
 Sie war meine erste
 Und einzige Lieb'.
 O Gott! Diese Liebe
 Für immer mir gieb!

Diese Liebe äußerte sich vorzugsweise in der ernstesten Sorge, die Zöglinge in den Wissenschaften zu fördern und ihre Herzen durch verständnisvolle Anwendung der natürlichen und übernatürlichen Erziehungsmittel zu bilden, um in ihnen die notwendigen Vorbedingungen für ein gedeihliches Studium der Theologie zu schaffen. Diese Liebe trug aber auch dem jugendlichen Frohsinne weitherzig Rechnung. In den täglichen Erholungstunden mußte laute Heiterkeit herrschen; trübes, kopfhängerisches Wesen duldete er durchaus nicht. Eine reiche Quelle der Freude war der von ihm am 17. Oktober 1870 gegründete Musikverein „Lätitia“, der unter den Zöglingen die Liebe zur Musik wecken und pflegen sollte. Die Proben fanden Mittwoch und Sonnabend, die Aufführungen Sonntag Abend statt. Hunderte von Musikstücken sind von der Lätitia zu Gehör gebracht worden. Meer war Präsident des Vereins, der ihm das vom Kapellmeister Greulich komponirte Bundeslied verdankt:

Sangesbrüder!
 Deutscher Lieder
 Hain soll uns Lätitia sein.
 Darum singet,
 Daß es klinget
 Wie im grünen, lust'gen Hain.

Allem Schönen
 Soll ertönen
 Unser Lied stets hell und rein.
 Für das Leben
 Treu ergeben
 Laßt uns Brüder, Freunde sein.

Jugendsonne!
 Deine Sonne
 Einmal uns nur golden glüht.
 Wir umschließen
 Dich den süßen,
 Kurzen Jugendtraum, im Lied.

Jeder weihe
 Lieb und Treue
 Der Lätitia fort und fort.
 Freude bringen,
 Freudig singen,
 Sei Lätitias Lösungswort.

In der Lätitia wurde der gesangliche Teil der Programme für die Feste vorbereitet, mit denen Meer das Seminarleben zu durchflechten und angenehm zu unterbrechen verstand. Seine Geburts- und Namens- tage, Jubiläen und ähnliche Gelegenheiten gestaltete er regelmäßig zu fröhlichen Familienfesten und brachte gern dafür erhebliche Opfer. Hochfeste jugendlicher Heiterkeit waren vor allem die Fastnachtsfeierlichkeiten. Die Hauptfreude bildeten dabei die musikalischen und theatralischen

Darstellungen, bei denen die Zöglinge immer den reichsten Beifall der zahlreich erschienenen distinguierten Gäste ernteten. — Ein frohes Fest war auch die Feier des 25 jährigen Priesterjubiläums des Kurators der Anstalt, Kanonikus Dr. Künzer am 30. Juni 1867. Die Zöglinge führten ein dramatisches Lebensbild des Jubilars auf, welches Meer bearbeitet hatte.

Zusbesondere fanden die großen Ereignisse in Kirche und Staat im Seminare in entsprechender Feier lauten Widerhall, und der Präseft verstand es ausgezeichnet, durch die ganze Anordnung der Feier, in der Regel auch als Festdichter, der festlichen Stimmung und Freude den rechten Ausdruck zu geben. Hochfestlich wurde das 50 jährige Priesterjubiläum des heiligen Vaters Pius IX. am 11. April 1869 begangen. Die engen Beziehungen des Knabenseminars, dieser Piusstiftung, zum hohen Jubilar waren in dem von Meer gedichteten Festliede ausgesprochen:

Töne frohe Weise
 Hin zum Tiberstrand,
 Bring dem Jubelgreise
 Unserer Liebe Pfand!
 Kling mit gold'nem Klange,
 Tief aus Herzensgrund,
 In dem Jubelsange
 Auf dem Weltenrund.

An der Jugend Blüte
 Labt sich ja sein Herz;
 Stills mit Vatergüte
 Armer Waisen Schmerz.
 Seine Erstlingsgabe
 Wollt' er Kindern weihn,
 Tren bis zu dem Grabe
 Kind und Priester sein.

Und so hehr die Würde,
 Die ihm Gott geschickt,
 Und so schwer die Bürde
 Seine Schultern drückt:
 Glauben, Hoffen, Lieben
 Wie ein Kind so gern,
 Ist bis heut geblieben
 Seines Lebens Stern.

Ob der Himmel düster,
 Angstvoll sich umzieht,
 Wüßt und immer wüster
 Blitz auf Blitze sprüht:
 Kindlich frohes Lächeln
 Seinen Mund umspielt,
 Kinder lieblich Fächeln
 Ihm die Stirne kühlt.

So noch viele Jahre
 Fließ' dein Leben hin,
 Greis im Silberhaare
 Mit dem Kinderfinn!

Segne Hort der Jugend
 Dies dein Pius-Haus,
 Daß es fest in Tugend
 Steh' Jahr ein Jahr aus!

Auf ähnliche Weise wurden die Jubiläen Leo's XIII. durch Festakt und außergewöhnliche Recreation gefeiert.

Meer erachtete es als ernste Pflicht, den Patriotismus in der ihm anvertrauten Jugend zu pflegen, und die verschiedenen vaterländischen Gedenktage, namentlich im Leben des Kaisers Wilhelm I. boten ihm erwünschte Gelegenheit, in dieser Richtung thätig zu sein und seinen Zöglingen eine ebenso erhebende als frohe Erinnerung an die von ihm veranstalteten patriotischen Feierlichkeiten ins Leben mitzugeben. Dazu war er um so mehr veranlaßt, als die gewaltigen Ereignisse, welche in den letzten Jahrzehnten auf das Staatsleben umgestaltend einwirkten, das Knabenseminar unmittelbar berührten. Bald nach der Eröffnung des neuen Hauses rief der österreichische Krieg fünf Zöglinge und den Präceptor zu den Fahnen. Mit ihnen begab sich ihr Kurator Kanonikus Dr. Künzer als freiwilliger Militärgeistlicher auf den Kriegsschauplatz nach Böhmen, wo er in aufopferungsvollster Weise in den Lazaretten viele Wochen thätig war. — Während dieser Zeit suchte die Cholera, die damals in Breslau furchtbare Verheerungen anrichtete, auch das Knabenseminar heim; von den Borro-

mäerinnen, welche die Ökonomie des Hauses besorgten, erlag Schwester M. Albertina am 16. September der Krankheit.

Hatte der Krieg 1866 fünf Zöglinge von den Mäusen zu den Waffen gerufen, so vertauschten 1870 sechzehn die Feder mit dem Schwerte. Fürstbischof Heinrich ertheilte den jungen Kriegern bei ihrem Scheiden den oberhirtlichen Segen. Alle rückten ins feindliche Land aus und nahmen teil an den Kämpfen bei Paris, Rouen und Orleans. Auch Dr. Künzer wirkte wieder lange Zeit in der Militärseelsorge auf dem Kriegsschauplatze, ebenso der Präceptor Volkmer als freiwilliger Krankenpfleger. Mit Beginn des Frühlings 1871 kehrten die jugendlichen Krieger aus dem Lärm des Feldlagers in die friedlichen Räume des Seminars zurück. Einige hatten das Offizierexamen bestanden. Nicht alle kamen gesund heim; zwei starben in den nächsten Jahren. Mit Jubel wurden alle willkommen geheißen und ein Freudenfest war es, als diese jungen Kämpfer für Deutschlands Ehre und Macht am 29. Oktober 1871 eine Friedenseiche im Anstaltsgarten pflanzten, unter den Klängen des von Meer gedichteten Liedes:

Wir pflanzen dich, du deutscher Baum
Mit hoher, froher Freude;
Was deinen Zweigen wie ein Traum,
Durchrauscht als That sie heute.

Als Zeichen deutscher Einigkeit
 Galtst du dem Deutschen immer.
 Das Reich zerfiel, doch alle Zeit
 Bliest du dein Hoffnungschimmer.

So treibe denn in unserm Kreis
 Stets lebensfrische Sprossen,
 Wo Heldenblut und reicher Schweiß
 Im Kampf für dich geflossen.

Beschatte hier die junge Schar,
 Für ferne, frohe Zeiten,
 Und lehr' sie für den deutschen Nar
 Mit deutscher Treue streiten.

Der „frohen Zeiten“ sollte das Seminar sich nicht lange erfreuen. In dem kirchenpolitischen Kampfe, der nach dem glorreich beendeten Kriege entbrannte, bildeten auch die Knabenseminare ein Angriffsobjekt. Die Majgesetze sprachen ihre Aufhebung aus. War schon bei den Verhandlungen im Landtage über das Breslauer Seminar von berufener Seite das günstigste Urtheil gefällt worden, so ergab die am 4. Oktober 1873 durch die Regierungsräte Dillenburger und Anders vorgenommene staatl. Revision das glänzendste Resultat. Gleichwohl durften nach den Bestimmungen des Gesetzes vom 11. Mai 1873 keine Zöglinge mehr aufgenommen werden. Nur die vom Seminare unabhängige St. Johannes-Hospitalstiftung für Singknaben konnte sich wie bisher

durch neue Aspiranten ergänzen. In dem Maße, als sich die Wolken am kirchlichen Himmel immer drohender aufstürmten, schwand auch für das Knabenseminar die Hoffnung auf einen gedeihlichen, im Sinne ihrer edlen Stifter gewünschten Fortbestand. Durch die traurigen Zeitumstände gedrängt, sah Fürstbischof Heinrich sich am 3. Mai 1875 veranlaßt, die Aufhebung der Anstalt auszusprechen. Die Zöglinge durften indes noch bis zum 15. August, dem Schlusse des Schuljahres, in derselben verbleiben. „Mit diesem Tage“, so bemerkte damals Meer, „schloß sich ein Haus, in welchem Hunderte armer Knaben und Jünglinge, die sonst nicht hätten studieren können, für Leib und Seele die treueste Pflege gefunden, in dem ein freudiges, ernstes Schaffen und reiner jugendlicher Frohsinn geherrscht, wo Tugend und Fleiß sich in schöner Harmonie verbunden, wo Liebe zur Kirche und Liebe zum Vaterlande eifrig gepflegt wurde. — Das war ein bitterer Schmerz für Tausende. Wie schwer das Gehen! O gäbs ein Wiedersehen!“ Diese Worte enthalten die „Gedenkblätter an das Fürstbischöfliche Knaben-Seminar (Fundatio Piana) in Breslau“, welche Meer bei der Aufhebung schrieb und als wehmütigen Scheidegruß dem Fürstbischofe Heinrich widmete. Das Schriftchen bringt einen Überblick über die Gründung und Entwicklung des Seminars und über das Leben in demselben in seiner Ab-

wechselung zwischen ernster Arbeit und heiterer Erholung.

Meer verblieb zunächst noch mit den Singknaben in dem verödeten Hause; am 8. Juni 1876 aber wurde dasselbe vom staatlichen Kommissarius mit Beschlagnahme belegt und mußte, unter Androhung polizeilicher Gewaltmaßregeln, binnen 24 Stunden geräumt werden. Die Knaben wurden in verschiedenen Pensionen untergebracht; Meer fand freundliche Aufnahme bei Kanonikus Dr. Wick, bis er die leerstehende Kurie Domstraße 11 für sich und die Sänger vom Domkapitel angewiesen erhielt. Hier wohnte er vom Herbst 1876 bis April 1882. Mit dem Aufhören der staatlichen Verwaltung des Bistumsvermögens erfolgte auch die Restitution des Seminargebäudes, in welches Meer mit den Sängern nun wieder übersiedelte. Im Jahre 1886 wurde das Haus seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben, und die Anstalt begann unter der Bezeichnung „Knabenseminar“ von neuem ihre segensreiche Wirksamkeit. Sie durfte sich glücklich schätzen, an der Spitze wieder ihren langbewährten Präfecten zu sehen, dem es hinwiederum eine freundige Genußnahme war, sie nach Kampf und Trübsal zu neuer Blüte führen zu können. Die treue Liebe zur Anstalt hatte ihn bewogen, die Berufung als Seminar-director abzulehnen.

Bald hatte er die Thätigkeit im Hause wieder

in die gewohnten und erprobten Gleise geleitet und erzielte wie ehemals die erfreulichsten Erfolge. Aus jener Zeit liegt von einem Zöglinge, der jetzt bereits mehrere Jahre als Priester segensreich wirkt, ein Bericht vor, der das Leben in der Anstalt und die Thätigkeit des Präfecten so anschaulich schildert, daß er das Lebensbild des letzteren in erwünschtester Weise vervollständigt und daher unverkürzt hier folgen mag. „Der Präfect hielt stets — um mit dem Äußeren anzufangen — auf peinlichste Reinlichkeit und Sauberkeit, so daß Haus, Hof und Garten zu jeder Zeit einen freundlichen Anblick gewährten. Die Zöglinge durften im Hause nur in besonderen Schuhen einhergehen, um die Zimmer und Korridore nicht zu beschmutzen. Aber auch auf sich selbst zu achten wurden sie angehalten; sie sollten stets rein und sauber gekleidet sich zeigen. Der Präfect visitierte öfters, ob die Schuhe blank, die Kleider gebürstet und unzerrissen, die Pulte und Wäschränke in Ordnung seien. Solche Visitationen waren bei 100 Zöglingen von verschiedenem Alter und verschiedener Herkunft oft recht nützlich und notwendig. Um die Schüler gesund zu erhalten, schickte sie der Präfect, der ein großer Freund von Abhärtung war, im Sommer täglich zum Baden und während der Erholungszeit in den Garten oder ins Freie. Oft nahm er einige Zöglinge mit auf seine Spaziergänge und beteiligte sich mit dem regsten

Interesse an den Spielen im Garten. Da wurde er selbst gleichsam wieder ein Kind, arrangierte Spiele und übertraf manchmal die Kinder an Fröhlichkeit und Munterkeit. Im Winter wurden die Sonntagabende im Refektorium zugebracht. Auch hier fand der Präsekt sich vielfach ein und spielte mit den Zöglingen Schach und andere Spiele. Ein großer Freund der Musik, suchte er dieselbe durch den von ihm gegründeten Gesangsverein *Lätitia* zu fördern. Da nach seiner Ansicht die Anstalt nicht ein bloßes Konvikt, eine große Speiseanstalt sein sollte, so bekümmerte er sich auch um die persönlichen Verhältnisse der einzelnen, erkundigte sich bei ihnen nach ihrem Wohl und Wehe, nach den Eltern, nach ihren Erfahrungen in der Schule u. s. w., suchte so seine Zöglinge in ihrem Denken und ihrer Gesinnung kennen zu lernen und wußte dabei manches passende Wort der Ermunterung und der Belehrung in seine Gespräche zu verflechten. Mit aller Sorgfalt wachte er über das Studium, und vollkommenes Stillschweigen, Vermeidung jeder Unruhe während desselben war zur strengsten Pflicht gemacht. Nur in seltenen Fällen wurde von der festgesetzten Studienordnung dispensiert. Täglich besuchte er ein- oder mehreremal die Studiensäle, ließ sich die Reinschriften und censierten Arbeiten vorlegen und knüpfte daran Lob oder Tadel. Die Censuren beziehungsweise die Fehlerzahl wurde auf

öffentlichen Tafeln angeſchrieben. Schwächere Schüler erhielten Nachhilfe durch begabtere. Mit den Lehrern des Gymnaſiums unterhielt er möglichſt enge Fühlung. Er beſuchte ſie hin und wieder — manchmal waren es recht ſchwere Gänge für ihn — und erkundigte ſich bei ihnen nach der Führung und den Fortſchritten ſeiner Zöglinge, legte manches gute Wort für dieſelben ein und ſuchte entſtandene Vorurtheile u. ſ. w. zu zerſtreuen. Große Freude bereitete es ihm, wenn Prämien oder Belobigungen an die Konviktorſten fielen. Die auf ſolche Weiſe Ausgezeichneten ehrte er ſelbſt, ſuchte ſie im Eifer zu erhalten und andere zur Erreichung ähnlicher Erfolge anzufeuern. Ein geeignetes Mittel, die Konviktorſten zu tüchtigen Schülern und zu gewiſſenhaften Chriſten heranzubilden, ſah er auch in öfteren Anſprachen, die gewöhnlich vor dem Abendgebete gehalten wurden. Da ſprach er ausführlich über die im Hauſe zu beobachtende Ordnung, über die Pflichten als Zöglinge und Schüler, gab Anleitung zu guter Sitte und Anſtand, Belehrungen über die Mittel und Wege, das Studium erfolgreich zu geſtalten, und ſuchte vor allem hierbei auch religiöſe Geſinnung und wahre Gottesfurcht ſeinen jugendlichen Zuhörern einzulöſen und für den Prieſterberuf ſie zu begeistern. Die täglichen Andachten hielt er ſtets ſelbſt; die Marienverehrung erfreute ſich ſeiner beſonderen Pflege. Die Maiandachten wurden mit An-

sprache, Gebet und Gesang gefeiert. So darf gewiß gesagt werden, wenn die Hauptsache ins Auge gefaßt wird, daß Meer der rechte Mann für das Konvikt gewesen ist. Er hat alles gethan, um durch Wort und Beispiel, Ermunterung und Tadel die Konviktoristen zu bilden und zu erziehen, die Liebe zur Wissenschaft und zur Religion und zum Priesterstande in ihnen zu wecken und sie zu befähigen, einst als charakterfeste Männer in ihrem Berufe zu wirken. Wenn er das nicht immer erreicht hat, so lag die Schuld nicht an ihm. Jedenfalls muß ihm jeder seiner Zöglinge ein dankbares Andenken bewahren, da er das Wohl eines jeden im Auge hatte. Und wenn man endlich noch bedenkt, wie schwer die Stellung eines Präsektens ist, wie viele Opfer sie auflegt, wie manche Enttäuschung sie mit sich bringt, wie alle Liebe und Sorge oft mit Undank belohnt wird, so kann man es nur Meers Liebe zur Jugend, seiner Erkenntnis von der hohen Wichtigkeit und Bedeutung der Heranbildung geeigneter Priesteramtskandidaten zuschreiben, daß er bis ans Ende seines Lebens in seiner Stellung verblieb“. — Diese Charakteristik findet ihre Bestätigung in dem Urtheile eines anderen Zöglings, der inzwischen als Pädagoge zu Ruf und Ansehen gelangt ist. Er schreibt: „Meer war zum Leiter einer Anstalt, in welcher Knaben und Jünglinge sich für den Priesterberuf vorzubereiten beginnen, wie geschaffen.

Befähigung und Begeisterung waren ihm in gleichem Maße eigen. Höher als die sorgfältige Leitung der Zöglinge in ihren Studien ist die liebevolle und unermüdliche Überwachung ihres Verhaltens anzuschlagen. Wenn Eltern ihre Söhne auf das Gymnasium geben, so müssen sie immer besorgen, daß sie in sittlicher Hinsicht Schaden nehmen; wer aber seinen Sohn im Knaben-seminare bei Meer unterbrachte, konnte in dieser Hinsicht unvergleichlich ruhiger sein. Welche Bedeutung diese Wirksamkeit für den Priesterstand hat, liegt auf der Hand. . . . Die Abwechslung zwischen Studium und Gebet im Knaben-seminare war ja vorgeschrieben, aber Meer hauchte auch dieser Vorschrift Geist und Leben ein. Seine Stimme beim Morgen- und Abendgebete und beim Rosenkranze tönt in meinen Ohren noch fort und ermuntert mich noch manchmal zur Erfüllung meiner Pflicht.“

Seiner pädagogischen Befähigung, der sich gleichbleibenden Liebe zur Jugend und dem Umstande, daß er das Herz, auch als die Haare zu bleichen begannen, jugendlich frisch zu bewahren verstand, verdankte Meer die Erfolge, die er unverändert auch in späteren Jahren erzielte. Dazu kam, daß er die hohen Ideale der christlichen Erziehung nie aus dem Auge verlor, und daß er immer tiefer einzudringen suchte in die Geheimnisse der Jugenderziehung. Pädagogische

Studien begleiteten ihn durchs ganze Leben; mit besonderem Eifer hatte er sie betrieben, als er zum Erzieheramte berufen worden war. Eine schöne Frucht dieser Studien war der im Jahre 1871 veröffentlichte „Pädagogische Blumenstrauß. Ein Bademecum für Lehrer und Erzieher auf alle Tage des Jahres“, zugleich ein Denkmal der Pietät, da „der dankbare Sohn“ das Buch „seinen in Gott ruhenden unvergeßlichen Eltern“ widmete. Im Vorworte heißt es: „Die Wege der Erziehung sind dunkel und geheimnißvoll, weit und mühsam. Fehlt da dem Erzieher, dem Führer des Kindes, das grade hier so notwendige Licht, verschließt er seine Augen der gebieterischen Nothwendigkeit, in der „„Kunst aller Künste““, in der Leitung der Seelen, sich Tag um Tag zu üben, dann erfüllt sich in der traurigsten Weise das Wort: „„Wenn der Blinde den Blinden führt, so fallen beide in die Grube““. Der Erzieher, der zum Geben allzeit bereit sein soll, muß das Schatzkästlein seines Herzens und Geistes wohl gefüllt haben. Er wird keine Leere zu fürchten haben, wenn er sich täglich eine pädagogische Wahrheit so recht lebendig vor die Seele führt, zu ihr wie zu einem Leitstern den Tag über hinausschaut, von ihr sich ganz durchdringen und führen läßt“. Meer bietet nun in der Blumenlese von Sentenzen und Grundsätzen, die er in den Schriften vortrefflicher Pädagogen oder in den Werken unserer

schönen Literatur emsig gesammelt, eine Fülle von Geistesblitzen und von Kleinodien, die geeignet sind, den Weg des Erziehers zu erhellen und das Schatzkästlein seines Herzens zu füllen. Der Pädagoge Kolbus schreibt über das *Bademecum* im Literarischen Handweiser: „Das Büchlein trägt seinen Namen nicht umsonst! Es ist ein wahrhafter Blumenstrauß, der aus den schönsten und duftigsten Blumen, aus den besten und treffendsten auf Erziehung bezüglichen Stellen ausgezeichnete Schriftsteller aller Zeiten und Völker gewunden ist. Es gewährt eine wahre Erquickung, in dem Büchlein zu lesen, und und jeder Erzieher, der es über sich brächte, regelmäßig jeden Tag die dafür bezeichnete Stelle zu lesen und sie zum Gegenstande des Nachdenkens zu machen, würde sich selbst dadurch eine rechte Wohlthat erweisen.“

Eine liebliche Frucht seiner pädagogischen Studien ist auch das hübsch ausgestattete Büchlein, das er 1888 veröffentlichte: „Bleibe fromm und gut. Das Vermächtnis Kaiser Friedrichs III. an die deutsche Jugend“. Die Umstände, unter denen dieses kaiserliche Wort geschrieben wurde, erzählt er in ansprechender Weise: „Am 14. Juni, einen Tag vor seinem Tode, trat die Prinzessin Sophie an das Krankenlager ihres geliebten Vaters. Es war der Morgen ihres 18. Geburtstages. Mit welch schwerem Herzen sie dem betäubten Vater ins bleiche Antlitz schaute, das sagen die Thränen,

die über ihre jugendlichen Wangen sich ergossen. Des Vaters liebe Stimme konnte sie nicht mehr vernehmen. Dieselbe war dem heldenmütigen Dulder so lange schon versagt. Aber sein weites treues Vaterherz that sich dem tiefbetrübten Geburtstagskinde noch einmal auf. Der Kaiser schrieb auf ein Blatt die schönen Worte: „„Bleibe fromm und gut, wie du es bisher gewesen, das ist der letzte Wunsch deines sterbenden Vaters““. Dieser Wunsch gilt nicht allein der kaiserlichen Tochter. Er ist ein Vermächtniß des edlen Kaisers Friedrich an die ganze deutsche Jugend. Ein herrliches, ein wahrhaft kaiserliches Vermächtniß!“ Es folgt nun eine treffliche Auslegung des schönen Kaiserwortes.

Die durch Studium und Erfahrung erworbenen pädagogischen Kenntnisse verwertete Meer nicht bloß in der ihm unterstellten Anstalt, sondern auch über dieselbe hinaus in weiteren Kreisen: in Vereinen und öffentlichen Versammlungen sprach er mit Vorliebe über Gegenstände der Pädagogik. Zwei dieser Vorträge veröffentlichte er 1876 zum Besten des Waisenhauses in Grünhof unter dem Titel: „Vater und Mutter in der Erziehung.“ In der ihm eigenen gemütvollen, ansprechenden Weise handelt er von diesen beiden so wichtigen Faktoren der Erziehung. Dem Rufe der Welt, die eine Erziehung ohne Gott fordert, stellt er die Mahnung entgegen: Zurück zu Gott! Nur in Gott ist Heil für die christliche

Erziehung. Zurück zu Gott vor allem, christliche Familie! In der Familie ruht das Glück oder Unglück des Kindes, Vater und Mutter sind die von Gott bestellten Hüter des Kindes, Vater und Mutter sind die beiden Grundsäulen, auf denen das Lebensgebäude des Kindes sicher und fest ruhen soll. Ruhen diese beiden Säulen auf dem Felsengrunde des Christentums, dann mag der Sturmwind sich erheben und mögen die Wasser hervorbrechen, das Gebäude der christlichen Erziehung wird nicht erschüttert werden.“

Auf dem schlesischen Katholikentage zu Reisse 1887 sprach er zu den versammelten Damen: „Warum, verehrte Damen, hat wohl das Komitee der 10. Generalversammlung der Katholiken Schlesiens diese Damenversammlung in das Programm aufgenommen? In den Versammlungen der Männer werden in diesen Tagen hochwichtige Zeitfragen besprochen, zu deren guter Lösung jedermann das Seinige beitragen soll. Gibt es denn auch für Frauen und Jungfrauen derartige brennende Tagesfragen? Es ist vor allem eine Frage, die grade Ihre Reise mit aller Hingabe erfassen müssen, die so folgenschwere Frage der Erziehung. Wer möchte an der Bedeutung dieser Frage, zumal in unsern Tagen, zweifeln; aber leider wird dieser Frage nicht das Interesse und das Verständniß entgegengebracht, das sie in so hohem Grade verdient. Man ist verhängnisvoll

gleichgiltig gegen das Studium und die Durchführung dieser Frage. Und doch ist die Erziehung, wie Dupanloup sagt, „die höchste Aufgabe, die sich ein Mensch stellen kann. Es ist eine Fortsetzung der göttlichen Thätigkeit in ihrer großartigsten und erhabendsten Sphäre, in der Schöpfung der Seelen.“ Im weiteren Verlaufe der Rede stellt er dar und preist er die Erziehung als ein Werk der Liebe, der Barmherzigkeit und Kunst, und schließt dann mit den Worten: „O Erziehung, du großes Werk der Liebe, du süßes Werk der Barmherzigkeit, du edle Kunst, wie wenig bist du gekannt, geachtet, geliebt! Erbarmen wir uns der Kinder und üben wir freudig dieses heilvolle Werk der Erziehung! Gott wird es lohnen!“

In der Damenversammlung zu Ratibor 1891 hatte er „Wort und Beispiel in der Erziehung“ zum Gegenstand seines Vortrags gewählt. Ausgehend von der uralten Erfahrung, daß „Worte bewegen und Beispiele ziehen“, fährt er fort: „Es giebt Dinge, die nicht oft genug gesagt werden können, die immer wiederholt und stets aufs neue eingeprägt werden müssen, weil sie trotz ihrer hohen Bedeutung so leicht vergessen und nicht beachtet werden. „Höre nicht auf zu rufen!“ Diese Mahnung des Propheten gilt auch hier. Man darf nicht müde werden, es allen zuzurufen: Achte auf deine Worte, achte auf dein Beispiel, denn Wort und Beispiel

sind in der Menschheit von weittragendster Bedeutung. Was Sonne und Mond, was Wasser und Feuer in der Natur bedeuten, das sind für die geistige Entwicklung des Menschen Wort und Beispiel. Worte und Beispiele sind zwei der wichtigsten Erziehungsmittel. Finden wir das rechte Wort und geben wir diesem Worte durch ein gutes Beispiel seine Bedeutung, so können wir auf einen guten Erfolg in der Erziehung eines Menschen hoffen. Unsere Zeit drängt so gebieterisch auf eine gute Erziehung. Die Erfahrung aber sagt uns, daß eine gute Erziehung so oft in Frage gestellt wird, weil dem Erzieher das rechte Wort und das gute Beispiel mangelt. Giebt er diese beiden Waffen aus der Hand, so wird er den Kampf, den jede Erziehung eines Kindes erheischt, nicht siegreich bestehen. *Potens verbo et opere*, mächtig in Wort und Beispiel muß der Erzieher sein, sonst steht er ohnmächtig in dem großen Werke der Erziehung da". Der Redner schließt die schönen Ausführungen, in denen er über das erziehliche Wort und Beispiel im einzelnen handelt, mit den schönen Worten: „Mögen sich die Eltern, die Lehrer, die Erzieher stets ihrer schweren Pflicht bewußt sein, mit Wort und Beispiel der Jugend voranzuleuchten. Es ist dies nur möglich, wenn sie das Wort des größten Erziehers der Menschheit stets vor Augen haben: „„Verleugne dich selbst!““ „„Wie schwer ist es doch, einen Menschen zu bilden!““ rief ein

gefeierter Erzieher aus. Ja, es ist schwer, immer hoch auf der Warte zu stehen, um an sich selbst der Wächter guter Sitten zu sein. Aber es ist dies unerlässlich. Ach! unsere Zeit bedarf so sehr der Macht des Wortes und des Beispiels. Wenn die Wogen hoch gehen und alles mit sich fortzureißen drohen, dann muß es in dem Strome der Menschheit feste Wehre geben, an denen sich die Macht der verderblichen Flut bricht. Diese Wehre hat die göttliche Vorsehung selbst errichtet. Die Worte: „Ihr seid das Salz der Erde“ und „Ihr seid das Licht der Welt“ mahnen alle Erzieher, durch gute Worte und durch ein leuchtendes Beispiel die Menschen vor dem Verderben zu erretten. Das rettende Wort unserer Tage hat der weiße Greis auf St. Petri Stuhl der Menschheit zugerufen: „*Christiane sapere, christiane agere!* Christlich denken, christlich handeln!“ Dieses Wort mag uns ganz durchdringen. Unser Wort wird immer ein anregendes und unser Beispiel wird stets ein anziehendes sein, wenn es vom Geiste lebendigen Christentums erfüllt ist.“

4. Kapitel. Ferienreisen.

Seine pädagogische Wissenschaft suchte Meer auch zu erweitern und zu vertiefen auf seinen vielen Reisen durch den Besuch von Erziehungsanstalten. Eine große Anzahl von geistlichen Konvikten und außerkirchlichen Internaten hat er besucht, ihre Einrichtung und das Leben in ihnen mit dem Kennerblick des Sachverständigen beobachtet und geprüft, um durch neue Erfahrungen Nutzen für seine eigene Berufsthätigkeit zu gewinnen.

Auch sonst brachten die Reisen ihm großen Gewinn. Nach der ermattenden Arbeit des Schuljahrs war eine längere Reise für seine Seele ein erfrischendes Bad und mit neuer Schaffensfreudigkeit kehrte er heim. Bei seinem Kunstgeschmacke und seinem feinen Sinne für die Schönheiten der Natur ward der Aufenthalt in fremden Städten mit ihren monumentalen Bauten, ihren Sammlungen und Gallerien und die Wanderung durch romantische Landschaften ihm zum hohen Genuße. Er verstand auch ausgezeichnet, das Reisen sich genussreich zu machen. Ideal und poetisch veranlagt, war er doch auch eine sehr praktische Natur; dies zeigte sich auf der Reise. Praktisch war seine Ausrüstung, praktisch der genau durchdachte und festgestellte Reiseplan; tüchtige Fußtouren wechselten mit gut gewählten Ruhepausen.

Sein offenes, humanes Wesen, kleine Gefälligkeiten und Aufmerksamkeiten, die er zuvorkommend den Mitreisenden erwies, erschlossen ihm schnell die Herzen und brachten ihm angenehme Gesellschaft und interessante Bekanntschaften. Taktvoll fand er bei Hoch und Niedrig das rechte Wort, um ein Gespräch anzuknüpfen und sich über die Gegend, die er durchreiste, und ihre Bewohner zu unterrichten. Sein freundliches und zugleich würdevolles Auftreten erwies sich namentlich in den Gasthäusern den Wirten und Kellnern gegenüber vorteilhaft. Unbequemlichkeiten, eine fast unvermeidliche Beigabe der Reisen, ertrug er resigniert und mit Humor. Frei von den Fesseln des mühevollen Berufslebens kam seine frohe Laune zur Herrschaft und er sah die Welt im rosigen Lichte; alles, auch Geringfügiges erregte sein Interesse und erfreute ihn, das Große und Schöne versetzte ihn in Begeisterung, der er dann gewöhnlich in poetischer Form Ausdruck gab. Er war kein oberflächlicher Beschauer, sondern suchte alles gründlich kennen zu lernen. Die Freude, die er genoß, mußten die Verwandten und Freunde daheim teilen; darum wurde jede Gelegenheit benützt, ihnen eine Nachricht, am liebsten eine originelle Ansichtskarte zu senden, die er mit entsprechendem Texte in gebundener oder ungebundener Rede versah. Eine Anzahl solcher Karten, von kunstfertiger Hand zu einem Album vereinigt, charakterisiert in vorzüglicher Weise die Reisetimmung Meers.

Bei aller Heiterkeit wahrte er stets seine priesterliche Würde. Er beobachtete selbst genau die Grundsätze, die er dem reisenden Priester in einem Artikel des Schlesischen Pastoralblatts zur Nachachtung ans Herz legte. „Wir dürfen nie vergessen, daß wir Priester sind und bleiben auch auf der Reise. Priesterliche Würde, Ehre und Lebensart, die Pflicht des guten Beispiels muß uns jederzeit und überall das Heiligste und Wichtigste sein. Von diesem gewiß unbestreitbaren Grundsatz ausgehend, ist auch das „Laisieren“ in Kleidung und Haltung zu beurteilen. Unsere priesterliche Kleidung ist uns ein Schutzengel auf Reisen, der uns vor vielen Gefahren bewahrt, vielen Versuchungen entzieht; sie ist eine ernste Mahnung, die unserer Würde und unserem Stande schuldige Rücksicht nie zu vergessen. Zudem nützt dieses Laisieren in der Regel nicht viel; wie mancher geistliche Herr, der da glaubte incognito zu reisen, ist vom menschenkundigen Eisenbahnjassner mit „Hochwürden“ angeredet oder vom scharfblickenden Kellner gefragt worden, wann „der Herr Pfarrer“ geweckt werden wolle. — Daß die Reise den Priester nicht vom Breviergebote dispensiert, sei nur nebenbei bemerkt. Das Brevier begleite ihn auf allen Touren bis auf die schneeigen Bergspitzen. In der That, was ladet mehr zum Lobe der Größe und Herrlichkeit Gottes ein, als die Schönheit der Natur? Legen sich da nicht unwillkürlich des

Psalmisten Worte in den Priester Mund: Domine, Dominus noster, quam admirabile est nomen tuum in universa terra — Herr, unser Herr, wie wunderbar ist dein Name auf der ganzen Erde! und: Coeli enarrant gloriam Dei et opera manuum eius annuntiat firmamentum — Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes und seiner Hände Werk verkündigt das Firmament. Unsere Freude an der sichtbaren Schöpfung, unser Naturgenuß soll und muß ein christlicher sein. Dazu aber hilft uns nichts so sehr, als der andächtig gebetete Psalter. — Ein frommer Priester wird nie versäumen, beim Antritte der Reise das herrliche Itinerarium zu beten; der Segen der Kirche wird auf ihm ruhen, wenn er gesprochen: *Procedamus in pace! In nomine Domini. Amen.* Auch für unseren Rosenkranz finden wir täglich ein Viertelstündchen. Versäumen wir auch niemals, wenn irgend möglich, die tägliche Darbringung des heiligen Opfers. Ganz abgesehen von den Schätzen der Gnade, die uns da zufließen, wie viele Erfahrungen kann der Priester sammeln durch den Besuch fremder Gotteshäuser, den Verkehr mit fremden Priestern. — Auch ein Wort über die Gespräche und Unterhaltung des Priesters auf der Reise! Im allgemeinen wird man sagen müssen: er soll nicht den Ton ausdringlichen pietistischen Moralisierens anschlagen; ebenso abgeschmackt wäre es aber, sich in seinen Gesprächen nur auf Gemein-

plätzen zu bewegen. Der Priester suche an irgend eine Wendung in der Unterhaltung anzuknüpfen und das Gespräch auf das Gebiet der natürlichen Wissenschaften hinüberzulenken. So wird es ihm meist ganz leicht, auch ernste und erbauliche Lehren anzubringen, Vorurteile gegen Glauben und Kirche zu beseitigen. Viele gebildete Laien, namentlich Protestanten, finden meist nur auf Reisen Gelegenheit, mit einem katholischen Priester näher bekannt zu werden. Wie die meisten Menschen, pflegen sich grade solche Personen aus einzelnen Fällen und Erfahrungen ihr Urtheil zu bilden. Oft wurde gradezu durch solche Begegnungen, die auf Andersgläubige einen guten Eindruck machten, der Keim zur Rückkehr in die Kirche gelegt. Wie aber, wenn ärgerliche Gespräche oder unpassendes Betragen oder gar Skandale schlimmerer Art von Seiten eines Priesters auch nur in einer Seele den Grund zum Verderben legen! — Was endlich den Aufenthalt in Gasthäusern betrifft, so greifen wir lieber zu hoch als zu niedrig. Es liegt dies ebenso sehr im Interesse unseres Standes und unserer Kirche, deren Diener wir überall sind, als auch im Interesse unseres materiellen Vorteils. Verlangen wir überall unsere katholischen Blätter und Zeitschriften, in den Hotels und auf den Bahnhöfen. Es ist dies ein wirksames Mittel gegen das Boykottsystem, das der Liberalismus an unserer Presse übt. Ein Rat zum Schluß: der Priester

sei freigebig gegen das Personal, um so die weitverbreitete Meinung zu zerstören, als seien Habucht und Geiz Laster des Klerus“.

Von diesen Grundsätzen war Meer auf seinen vielen Reisen geleitet, auf denen er mit Vorliebe Wallfahrtsorte berührte; wenn irgend möglich, begann oder schloß er mit dem Besuche einer Gnadenstätte. In seinen jüngeren Jahren durchwanderte er Schlesiens. Die vielen landschaftlichen Schönheiten des Landes, das ihm zur eigentlichen Heimat geworden war, hat er wiederholt geschaut. Zu einzelnen schönen Punkten kehrte er immer wieder zurück; in späteren Jahren benützte er die kürzeren Ferien zu kleinen Ausflügen, um in den vaterländischen Bergen und Thälern Geist und Körper zu erfrischen. In den längeren Sommerferien unternahm er regelmäßig größere Reisen. Auf ihnen durchzog er Deutschland, Oesterreich-Ungarn und die Schweiz nach allen Richtungen; auch Italien, Frankreich und Belgien waren das Ziel seiner Reisen. Mit Vorliebe besuchte er die Alpen; es mochte ihn der Gedanke leiten, der eines Tages bei einer herrlichen Gebirgstour ihm zum klaren Bewußtsein kam und von ihm in die schönen Worte gesagt wurde: „Tausend und tausendmal habe ich schon im Matutin die Worte gebetet: „„Kommt, laßet uns lobsingen dem Herrn, jubeln dem Gotte, unserem Heile, weil in seiner Hand sind alle Enden der Erde, und die

Höhen der Berge schaut er an;“ „aber noch nie war mir der letzte Gedanke — *et altitudines ipse conspiciat* — so lebendig vor meine Seele getreten, als am Morgen, da ich inmitten herrlicher grüner, hoch zum Himmel aufsteigender Berge zur Lichtenstein-Klamm einsam betend wanderte.“

Meer pflegte schon während seiner Studienzeit die Eindrücke, die er auf Reisen gewann, schriftlich zu fixieren. Aus dem Jahre 1856 ist noch ein Tagebuch über eine Fußreise vorhanden, die er mit einem Freunde in die Grafschaft Glatz unternahm; seine Eigenart tritt da schon deutlich hervor, besonders in der Art und Weise, unangenehmen Zwischenfällen eine humoristische Seite abzugewinnen. Später hat er Reiseskizzen in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht, so im Breslauer Marienkalender von 1888 über die Fahrt, die er im Juli 1886 nach Lourdes machte, um sich dem großartigen Pilgerzuge anzuschließen, welchen die Christenheit in den letzten Jahrzehnten nach diesem Weltheiligtum unternommen hat. Drei Reisen hat er in einer Reihe Artikel des Schlesischen Kirchenblattes und eine im Pastoralblatte geschildert.

Im Jahre 1879 war es ihm vergönnt, die lang-ersehnte Römerfahrt zu unternehmen. Welche Freude er darüber hatte, ersieht man aus seinem Reiseberichte, den er mit diesen Worten einleitet: „Eine Reise nach

Italien und zumal nach Rom lag immer im Bereiche meiner Wünsche, ja war der Wunsch der Wünsche. Und dieses Sehnen nach dem schönen Lande Italien war um so heißer im Herzen mir erglüht, nachdem ich selbst dieses Wunderland in etwas auf einer Reise in Oberitalien kennen gelernt, in Padua aber Halt machen und von einer glücklicheren Zukunft die Zeit erwarten mußte, da ich nach Rom würde pilgern können. Ich gestehe, dieses Warten fiel mir nicht so leicht, zumal es mich drängte, den großen Pius IX. zu sehen, den apostolischen Segen zu empfangen und in aller Hochachtung und dankbarsten Liebe diesem unvergleichlichen Vater der Seinen Fuß und Hand zu küssen. Wie gern hätte ich mich den großartigen Pilgerzügen hin zur ewigen Roma angeschlossen und dem den Tribut meines begeisterten Herzens dargebracht, den ich so oft im festlichen Liede begeistert gefeiert hatte. Dieser Herzenswunsch sollte mir nicht in Erfüllung gehen. Unvermutet schnell jedoch ward mir das Glück zuteil, den würdigen Nachfolger Pius' IX., den hochgefeierten Leo XIII. zu sehen. Es galt, bei der großen Audienz, welche der heilige Vater den katholischen Journalisten der Welt am 22. Februar 1879 erteilte, auch unser liebes Schlesierland zu vertreten“.

Am 14. Februar riß er sich los von den Geschäften, die ihn als Präsekt des St. Johannes-Hospitals und Präses des Gesellenvereins ganz in Anspruch nahmen

und die er mit den Worten andeutet: „Unmittelbar vor der Abreise gab es noch soviel Unaufschiebbares zu erledigen, mußte ich noch mit meinen guten Gefellen bis in die Nacht Theater probieren und mit meinen munteren Domsängern Theater spielen — sollte denn die fröhliche Schar um ihre Fasching kommen, weil ich zur Zeit des römischen Karnevals nach Italien fuhr?“

Die Reise ging von Wien aus über Bologna und Florenz; in diesen Städten rastete er, um Studien zu machen und in Kunstgenüssen zu schwelgen. Am 21. Februar nahte er dem ersehnten Ziele; freudig erregt schreibt er: „Schon grüßt uns die Tiber, die sich in vielen Windungen durch die Hügelfetten dahinschlängelt; bald leuchtet uns das goldene Kreuz von der Kuppel von St. Peter entgegen, und dieser Riesenbau tritt selbst immer mehr und mehr hervor — da schon bringen wir der ewigen Roma den Tribut unserer Liebe und Treue entgegen, und die einstündige Fahrt durch die weite Campagna will uns gar zu lang vorkommen. Ich nahm das Brevier zur Hand und betete das Matutinum; welch tiefen und reichen Stoff boten mir die Lectionen des ersten Nocturn, die vom Turmbau zu Babel handelten! Wie ist doch Rom eine *turris fortitudinis*, ein Turm der Stärke und ein Zeichen der Einheit geworden, dessen Sprache alle auf der weiten Welt verstehen“.

Die gastliche Aufnahme in der Anima und die ge-

müthliche Stimmung im deutschen Leseverein bewirkten, daß Meer sofort in Rom sich heimisch fühlte. Die Zeit seines Aufenthalts benützte er eifrig, um alle Merkwürdigkeiten des christlichen und heidnischen Roms zu sehen. Er hat alles treu beschrieben, und wenn man auch dasselbe schon von vielen anderen Rompilgern gehört und gelesen und überdies selbst gesehen hat, so folgt man doch gern seinen Schilderungen und beobachtet mit Interesse, wie die Herrlichkeiten Roms in seiner Seele sich abespiegelt haben.

Die Glanzpunkte seines römischen Aufenthalts waren die zwei Audienzen bei Leo XIII. „An tausend Vertreter der katholischen Presse hatten sich in Rom aus allen Theilen des Erdkreises zusammengefunden, um der Welt es laut und offen zu bekennen, daß sie dem römischen Stuhle in unwandelbarer Treue ergeben und daß sie gewillt seien, standhaft die heiligen Rechte dieses Stuhles zu verteidigen, und daß sie, so verschieden auch die Sprachen und Länder, aus denen sie herbeigeeilt, doch nur von dem einen Verlangen beseelt seien, das in dem Wunsche seinen Ausdruck finde: *Petre, doce nos*, Petrus, lehre du uns!“ „Diese Gesinnungen wurden, so verschieden auch die Sprachen, in denen es geschah, einmütig in der Versammlung ausgesprochen, die am 21. Februar im Palaste Alttempo stattfand. Im Namen aller Journalisten sprach diese Gesinnungen dann Monsignor

Trepepi bei der feierlichen Audienz aus, die der heilige Vater am 22. Februar den Vertretern der katholischen Presse erteilte“. Der heilige Vater antwortete in einer denkwürdigen lateinischen Rede. „Jedes Wort kam ihm vom Herzen. Gleich der Eingang: „Mit der innigsten Freude sehe ich euch um mich versammelt“, wurde mit der tiefsten Herzlichkeit gesprochen. Diese warme Empfindung theilte sich seinem ganzen Wesen mit. Leo sprach langsam, jedes Wort erschien wohlüberlegt; die Gesten sind im schönen Ebenmaß gehalten, die ganze Redeweise ist von überwältigender Wirkung. Wie mächtig drang sein Wort zu den aufmerksam lauschenden Zuhörern, als er von der schweren, hohen Aufgabe der Presse und der Art und Weise sprach, wie dieselbe zu erfüllen sei. Wie freudig hallte es in jedem Herzen wieder, als er das gesegnete Wirken der Kirche im Staate, in der Wissenschaft und der Kunst schilderte, und wie überzeugend klangen seine Worte, welche die Rechte des heiligen apostolischen Stuhles verteidigten und die demselben entriffenen wiederverlangten. Seine Gestalt schien vollkommen von dem Geiste beherrscht zu sein, der in hoher, edler Begeisterung Worte voll tiefer Wahrheit und fesselnder Schönheit verkündet hatte. Dazu sein schneeiges Haupt, die hohe Stirn, das blitzende Auge, der väterlich wohlwollende Blick, alles dies macht einen äußerst gewinnenden, erhebenden Ein-

druck. Herrliche Adressen, viele Zeitungen in prächtigen Einbänden, reiche Peterspfennige wurden dem heiligen Vater überreicht — alles schöne Beweise der einmütigen Liebe zum bedrängten Vater der Christenheit.“

„Die Erinnerung an den 22. Februar“, so fährt Meer fort, „wird meinem Herzen immer überaus lieb und teuer sein. Es sind große und erhabene Eindrücke, die mein Inneres da in sich aufgenommen hat. Aber auch der 26. Februar wird allzeit neben jenem Tage einer der schönsten sein, die mir in Rom vergönnt gewesen sind. Ich war so glücklich, an diesem Tage noch einmal einer Audienz des heiligen Vaters beizuwohnen. Um 11 Uhr begab ich mich in Begleitung des Redakteurs Miarka aus Oberschlesien und des Redakteurs der Gladbacher Volkszeitung Imelen in die Gemächer des Monsignor Meszczynski, des Sekretärs des Kardinals Ledochowski, der im Vatikan in der Nähe des heiligen Vaters wohnt. Monsignor Meszczynski hatte es freundlichst übernommen, dem heiligen Vater uns vorzustellen. Wir stiegen hinauf zu dem stattlichen Schweizeraal, vorbei an den Wachen der Schweizer; ganz in rot gekleidete päpstliche Diener empfingen uns, der päpstliche Hausprälat Macchi nahm unsere Anmeldung zur Audienz entgegen und führte uns durch mehrere Säle in den prunkvollen Thronaal. In denselben mochten allmählich dreißig Personen getreten sein.

Wir harrten bis nach 12 Uhr; der heilige Vater arbeitete in einem anstoßenden Zimmer noch mit Kardinälen. Die Glocke ertönte und bald darauf trat Leo XIII. ein. War er mir in der Audienz vom 22. Februar als der Führer der Völker so groß und gewaltig erschienen, so sah ich heut den Vater der Gläubigen im vertraulichen Verkehr mit seinen Kindern. Diese hatten an drei Seiten des Saales sich aufgestellt und mit einem jeden unterhielt sich der heilige Vater. Was hatten sie ihm alles zu sagen und welch' innige Wünsche ihres Herzens trugen sie ihm vertrauensvoll vor! Neben mir befand sich eine Engländerin mit drei Kindern. Sie bat um den Segen auch für einen Sohn der im Felde stand. Der Mutter flossen reichliche Thränen; Leo XIII. tröstete sie und sagte scherzend in französischer Sprache: „O, der kommt nicht in die Schlacht.“ Liebreich streichelte er die Kinder. Er kam dann zu einer Spanierin, die ebenfalls ein liebes kleines Kind ihm zum Segnen zugeführt hatte. Nun trat er zu uns heran. Mgr. Meszcyński stellte uns vor, und da Leo in uns Vertreter der Presse sah, rief er freudig bewegt aus: „Ah vaillants défenseurs de la vérité et de la religion!“ Er hielt meine rechte Hand mit der seinigen fest umschlungen, und als ich ihn bat, die Leser des Kirchenblatts und alle Abonnenten der schlesischen Presse segnen zu wollen, that er dies sehr gern und trug uns noch

ausdrücklich auf, es zu veröffentlichen und zu sagen, daß er auch alle die segne, welche zum Peterspfennige beige-steuert hätten. Wir küßten dankbar freudigen Herzens dem heiligen Vater Hand und Fuß. Er schritt weiter. Eine vornehme Römerin mit drei reizenden kleinen Kindern stand vor ihm in tiefer Trauer. Ihr Vater, ein vom Papste sehr geschätzter Beamter, war vor kurzem gestorben. Leo tröstete sie in aller Herzlichkeit. Alle noch einmal segnend, begab er sich dann in den zweiten Saal, wo ebenfalls, wie in noch drei anderen, viele des Glückes harren, welches wir soeben genossen hatten.

Ein drittes Mal sah Meer Leo XIII. am 3. März in der Sixtinischen Kapelle, wo aus Anlaß der Papstkrönung feierlicher Gottesdienst stattfand. Die Erlaubnis, demselben beizuhohnen zu dürfen, verdankte er der Liebenswürdigkeit des Kardinals Hohenlohe, dem er in der Erzpriesterwohnung bei St. Maria Maggiore einen Besuch abstattete. „Ich hatte“, so berichtet er selbst, „die Ehre, demselben im Auftrage der Frau Oberin der Ratiborer Ursulinerinnen die Geschichte ihres Klosters zu überreichen. Wie die Familie des Herzogs von Ratibor, so hatte auch der Kardinal Hohenlohe dem Kloster herzliches Wohlwollen entgegengebracht. Dies fühlte ich auch bei meinem Besuche. Der Kardinal unterhielt sich in der theilnehmendsten Weise über schlesische Ver-

hältnisse. „„Werden auch die Ratiborer Ursulinerinnen ihr schönes Haus verlassen müssen?““ fragte er mich. „Eminenz“, erwiderte ich, „es ist wenig Hoffnung für ihr Bleiben.“ „„Nun, ich hoffe“,“ fügte er bei, „„der Herzog wird das Möglichste für sie thun. Man weiß ja die besten Lehrkräfte aus den Schulen; das kann nicht von Segen sein. Woher nimmt man denn Ersatz?““ Dann fragte er weiter: „„Was ist denn aus dem theologischen Konvikte geworden, für das der selige Ritter so viel gethan?““ „Es steht ebenfalls als Ruine des Kulturkampfes da“, erwiderte ich. Da sagte der Kardinal: „„Es ist ein schweres Gewitter, ein sehr schweres Gewitter im Kulturkampfe aufgegangen. Hoffen wir, daß es bald vorübergezogen sein wird.““ Dann bemerkte er: „„Sie werden gewiß eine Audienz beim heiligen Vater wünschen?““ „Eminenz, das Glück ist mir schon zweimal zuteil geworden, doch möchte ich sehr gern morgen dem Gottesdienste in der Sixtinischen Kapelle beiwohnen; doch das hält sehr schwer.“ „„Nun, das wird sich schon machen lassen; Sie können mich als mein Sekretär begleiten, Ihr Anzug ist ganz vorschriftsmäßig; kommen Sie also morgen früh um 9½ Uhr, dann fahren Sie mit mir zur Sixtinischen Kapelle.““ Mit dem besten Danke schied ich vom Kardinal, der mir noch eine Büste des heiligen Karl Borromäus zeigte, mit dem Bemerken: „„Dies ist einer meiner Vorgänger bei Maria Maggiore.““

Froh in dem Gedanken, morgen einem Gottesdienste in der Sixtina beizuwohnen zu können, eilte ich zurück in die Anima; dort sagte man mir: „„Sie können von Glück sagen.“““ Dieses Glück kam ihm bei der Feierlichkeit selbst zum vollen Bewußtsein. Nachdem er die Pracht geschildert, die dabei zur Entfaltung kommt, fährt er fort: „Es war ein höchst fesselnder Anblick, die Kardinäle und die anderen hohen kirchlichen Würdenträger dahinschreiten zu sehen. Ach, da fühlte man es wieder und hatte dafür einen erhebenden sichtbaren Ausdruck, wie groß und weltumfassend sie ist, die eine, heilige, katholische Kirche. Und dieses Bewußtsein wurde noch lebendiger, als Leo XIII. den apostolischen Segen theilte mit einer Stimme, in der das ganze, fromme, väterliche Herz des greisen Oberhirten wiedertönte“.

Meer hatte in Rom die Freude, mit mehreren deutschen Kollegen noch von zwei anderen Kardinälen empfangen zu werden. Über den Besuch bei Kardinal Ledochowski berichtet er, nachdem er von der lebenswürdigen Aufnahme gesprochen: „Als wir ihm unsere dankbarste Hochachtung aussprachen und der schweren Leiden gedachten, die er in so bewunderungswürdiger Ergebenheit auf sich genommen, hatte er das eine Wort zur Antwort: „„Ich habe nur meine Pflicht gethan““. Er bat uns, seiner im Gebete nicht zu vergessen, in Geduld die Prüfungszeit zu ertragen und bessere Tage zu erhoffen“. — Zum

Kardinal-Staatssekretär war Meer bald nach seiner Ankunft als Mitglied einer Deputation gegangen, welche Anliegen betreffs der Audienz beim heiligen Vater vorzutragen hatte. Der Kardinal kam auf Dr. Sigl zu sprechen und charakterisierte unter dem Ausdrucke des höchsten Unwillens insbesondere dessen Handlungsweise dem päpstlichen Nuntius Masella gegenüber. Die Anwesenden unterließen nicht zu bemerken, daß sie voll und ganz einstimmten in die Beurteilung einer solchen journalistischen Thätigkeit und nur dringend wünschen könnten, daß einem solchen Mißbrauche der Presse gesteuert werde.

Der Aufenthalt in Rom zog sich bis in die zweite Hälfte des März hinein. Auf dem Rückwege besuchte er die aus Breslau ausgewiesenen Ursulinerinnen in ihrem neuen Heim auf dem Prado von Marseille. Anfang April war er wieder in Breslau. Er bezeichnete die Tage, die er in Rom verlebt, immer als sehr glückliche. Obgleich er gefunden, daß keine Stadt so Vieles und Verschiedenartiges, Ernstes und Heiteres für Geist und Herz bietet, so war seine Römerfahrt doch wesentlich das geworden, was er von vornherein beabsichtigte indem er die schönen Worte der Gräfin Hahn-Hahn zu den seinigen machte: „Ich mache keine Reise nach Rom, sondern eine Wallfahrt. Zu den Gräbern der Apostel, zu den Leidensstätten der Märtyrer, zu den Reliquien

und Erinnerungen der Heiligen pilgere ich. Mein Herz frohlockt“. — —

Reich an schönen Genüssen für Meers tief religiöses Gemüt war auch die Reise nach Freiburg in der Schweiz, die er im Sommer 1881 unternahm. Bis gegen die Mitte des August hatte das 25jährige Jubiläum der Winfridia, an welchem er in hervorragender Weise beteiligt war, ihn so in Anspruch genommen, daß er nach Schluß der Festlichkeiten sich „gern der ersehnten Ruhe der Ferien in irgend einem verborgenen Plätzchen unserer schönen Berge hingegen“ hätte. Indes, so schreibt er, „das 300jährige Jubiläum, das Freiburg zu Ehren des seligen Petrus Canisius am 17. und 18. August beging, zog mich mächtig an und die Liebe und Verehrung zu diesem gefeierten Apostel Deutschlands und diesem hochbegeisterten Freunde der Jugend überwand alle Müdigkeit und ließ mich mit Freunden den weiten Weg antreten“. Über die Veranlassung zu dieser Feier schreibt er: „Dreihundert Jahre waren verflossen, daß Petrus Canisius, dieser Deutsche vom Scheitel bis zur Sohle, wie Salmeron diesen großen Jünger des heiligen Ignatius nennt, dieser zweite Bonifacius Deutschlands, nach Freiburg in der Schweiz gekommen war. Nach ununterbrochener, aufreibender Arbeit sollte der 60jährige Greis hier nach dem Willen seiner Obern einen Ort der wohlverdienten Ruhe finden, oder wie er

selbst sagte: „Ich soll hier aus der vielbeschäftigten Martha eine Maria werden, um mein Haus zu bestellen, bevor es an das Ausziehen aus dieser Herberge geht.“ Der päpstliche Nuntius rief dem Räte Freiburgs, der den Ankommenden am Thore der Stadt willkommen hieß, die Worte zu: „Da habt ihr einen Edelstein, den ihr als ein heiliges Kleinod behandeln sollt.“ Canisius wirkte bis zu seinem Tode am 21. Dezember 1597 in Freiburg in der aufopferungsvollsten Weise. Ein Denkmal, das er sich für alle Zeiten gesetzt, ist die Gründung des Kollegiums und der Marianischen Kongregationen. Den 300jährigen Gedenktag an diese segensreiche Stiftung zu feiern, war der Zweck der großartigen Wallfahrt, an der auch Deutschland dankbar freudigen Anteil genommen hat.“

Meer reiste am 13. August von Breslau ab; in Dresden, Luzern und Brienz wurde gerastet; am 17. August nachmittag 4 Uhr traf er mit den übrigen deutschen Pilgern in Freiburg ein, vom Wallfahrts-Komitee herzlich empfangen. Der Pilgerzug begab sich sofort zu der auf der Höhe gelegenen, dem heiligen Michael geweihten Kollegiumskirche, die das Grab des seligen Canisius umschließt. Der Bischof von Lausanne bezeichnete in seiner Begrüßungsrede die Feier als ein heiliges, großes Dankfest und als ein heiliges und gesegnetes Bittfest.

Das Grab des Seligen nahm begreiflicher Weise Meers ganzes Interesse in Anspruch. Er berichtet: „Der selige Petrus Canisius hatte bei der Uebertragung seiner Gebeine zunächst in der Mitte des Hochaltars seine Ruhestätte gefunden, bis er in die Grab- und Gnadenkapelle gebettet wurde. Dieselbe ist ein Anbau im linken Seitenschiffe, unfern dem Haupteingange. Ein hoher Bogen verbindet sie mit der Kirche. Über demselben stehen in lateinischer Sprache die prophetischen Worte, mit denen der apostolische Nuntius den Seligen beim Einzuge in Freiburg begrüßte. Ein eisernes Gitterthor führt aus der Kirche in das Innere der Kapelle, die wir mit Blumen prachtvoll geschmückt, im reichsten Lichterglanze erstrahlend erblickten. Die Kapelle ist ein Kuppelbau. In der Apsis befindet sich ein sehr liebes Bild. Es stellt die Himmelskönigin dar, zu ihren Füßen den heiligen Johannes den Täufer und den seligen Petrus Canisius. Der Altar hat kein Antependium, sondern ist offen und birgt einen Sarg aus Marmor mit den Gebeinen des Seligen. Eine große Gedächtnistafel auf dem Fußboden vor dem Altare zeigt dies an. So oft wir in die Kapelle traten, war sie mit frommen Betern gefüllt. Thränen und Gebete für die Kirche Deutschlands hier niederzulegen, war die Mahnung der tiefergreifenden Predigt, die am Abende des 17. August der Domprediger Steigenberger aus Augsburg hielt,

wo Canisius selbst sieben Jahre im Dome gepredigt hatte. Am Morgen des folgenden Tages versammelten sich die Pilger zur Generalkommunion am Grabe des Seligen. Dann war großer Festzug nach der Kollegienkirche, wo der Bischof von Lausanne das Pontifikalamt hielt und Pater Andelfinger aus Feldkirch in der Predigt den seligen Canisius als den Mann des Augenblicks und den Mann der Zukunft schilderte. Erschütternd waren die Schlußworte des Redners, da er der düsteren Gegenwart gedachte, aber doch auch der Hoffnung Ausdruck gab, daß so viele Thränen und Gebete für die Kirche Deutschland nicht vergeblich geflossen und verrichtet sein würden“. Von dem Redestrome, der Mittag beim Bankette sich ergoß, wird gesagt: „Eine schwer zu schildernde Begeisterung durchglühte die sehr zahlreiche Festversammlung, und in französischer, deutscher, holländischer Sprache fand diese Begeisterung den be-
 redtesten Ausdruck“. „So fröhlich die Stimmung hier, so tief ernst war sie bei der feierlichen Prozession, die sich um 4 Uhr vom Dome zur St. Michaelskirche begab. Sie wurde eingeleitet durch eine französische Predigt, in welcher der Prediger mit allem Feuer des Franzosen das Christentum in Staat, Familie und Schule reklamierte“. Abends bewegte sich der Zug der Pilger, die brennende Kerzen trugen, zur Kathedrale zurück, wo die schöne Wallfahrt mit dem sakramentalen

Segen ihren Abschluß fand. „Ehe ich schied“, heißt es am Schluß des Freiburger Reiseberichts, „war mir am andern Morgen noch das Glück beschieden, nach dem gefeierten Jesuiten P. Ramiere aus Toulouse, am Grabe des seligen Canisius die heilige Messe zu lesen. Dann besuchte ich noch das Wohn- und Sterbezimmer des Seligen, das sich im Kollegium zu ebener Erde befindet und in eine liebliche Kapelle umgewandelt ist. Sehr interessant war auch die Ausstellung von Bildern und Andenken an den Seligen. So war denn alles geschehen, um uns die Tage in Freiburg, des reizend gelegenen, unvergeßlich zu machen.“

„Vom Grabe des seligen Petrus Canisius zog es“ den Pilger „mächtig hin zum Grabe seines großen Zeitgenossen, des heiligen Franz von Sales, der gleich dem heiligen Karl Borromäus sich oftmals in schwierigen Fällen brieflich bei dem Seligen beraten hat. Die Fahrt von Freiburg bis Genf bietet der Reize sehr viele. Prachtige, freundliche Landschaften zeigen sich dem Auge; kühn ragen in die Lüfte die hohen Berge der Alpen bis zu dem eisgekrönten Montblanc. An der auf der Höhe malerisch gelegenen Stadt Romdèr geht es vorüber bis zum Tunnel von Chexbris, da auf einmal liegt der weite, schöne, blaue Genfer See vor unseren Blicken da mit seinen träumerisch schönen Ufern und seinen gesegneten Weinbergen.“ Von der Herrlichkeit

Genfs und seines Sees ließ Meer diesmal nicht lange sich fesseln; sein Ziel war Annecy, dessen Hospitalität er rühmt. Als er bei einem Buchhändler ein Reisehandbuch kaufte, sprach dieser ihm sein Erstaunen aus über die Kühnheit, mit der er als deutscher Priester es wage, nach Frankreich sich zu begeben, „wo es jetzt der Kirche so schlecht gehe“. Sein erster Gang galt dem Kloster und der Kirche der Heimsuchung, 1826 vom Könige Karl Felix und der Königin Maria Christina von Sardinien erbaut und seitdem die Reliquien des heiligen Franz von Sales und der heiligen Franziska von Chantal bergend. Zu seiner Freude sah er an der Kirchthür einen Vermerk, daß am andern Tage, Sonntag den 21. August, das Fest der heiligen Franziska durch ein Pontifikalamt des Bischofs von Annecy gefeiert werden würde. Er hatte also „einen sehr schönen Tag zur Wallfahrt zum Grabe des heiligen Franz und der heiligen Franziska gewählt: den Geburtstag des heiligen Franz und das Fest der heiligen Franziska“. Noch am Vorabende des Festes durfte er die Reliquien der beiden Heiligen in Augenschein nehmen. „Der die Überreste des heiligen Franz bergende Sarg, dessen Wände von Glas sind, wird oberhalb des Hochaltars von zwei großen Engelsfiguren getragen. Der heilige Leib ist gut erhalten und mit prachtvollen bischöflichen Gewändern angethan.“ „Zur Rechten der Apsis des

Hochaltars, seitwärts vom Bethor der Jungfrauen befindet sich der Altar der heiligen Franziska. Ihr Leib ruht ebenfalls in einem gläsernen Sarge und ist mit dem Ordensgewande bekleidet, das Gesicht dem heiligen Franz und dem Bethor der Jungfrauen zugewendet.“ In demselben wurden grade „in auffallend langsamer, schöner Weise“ die Vespere von ihrem Feste gesungen. Am Festtage hatte Meer die Freude, am Altare des heiligen Franz celebrieren und vielen Gläubigen die heilige Kommunion reichen zu dürfen. Bei seinen Wanderungen durch Amnech begegnete er vielerorts lieben Erinnerungen aus dem Leben des heiligen Franz und der heiligen Franziska, „Erinnerungen, denen mehrfach durch Gedenktafeln ein entsprechender Ausdruck gegeben ist.“ Dann ging er zum See von Amnech, „an dessen Ufern der große Heilige so oft gewohnt, um seine Seele in den Herrlichkeiten zu baden, die der Schöpfer hier so überreich ausgegossen hat.“ Hier traf er einen französischen Abbé, mit dem er Tags zuvor in der Kirche der Heimsuchung zusammengetroffen war. Mit ihm machte er eine Rundfahrt auf den See, und die Schilderung derselben und der sich daran schließenden Erlebnisse läßt erkennen, welches Gefühl der Befriedigung er damals empfunden hat. „Wir freuten uns des schönen Ausblicks von Amnech, ließen die Augen sich an den anmutigen Ufern ergötzen, die mit freundlichen Dörfern,

weiten Weinbergen und hoch in die Lüfte ragenden Bergen geschmückt sind. Dabei hatten wir auch Zeit, einander uns näher bekannt zu machen, und da muß ich gestehen, daß ich selten einen so mir in allem zusagenden Reisegefährten gefunden habe, wie in diesem Herrn. Schon sein Name gab Anlaß zu scherzenden Vergleichen, denn als er sich etwas darauf zu gute that, in seinem Namen „Gloria“ einen Namen zu besitzen, der gar leicht zu merken, brauchte ich nur auf die Wasserfläche hinzuweisen, auf der wir uns so glücklich fühlten, um mit meinem Namen dem seinigen ein Baroli zu bieten („*Mon nom est clair — Voilà la mer!*“). Er war ein echter Naturfreund, ein Freund des Wanderns, der sich still in die reinen Genüsse der Natur versenkt, er lechzte nach Erholung, denn er hatte sich als Erzieher in einem großen Pensionate in Autun müde gearbeitet, und zu alledem war er auch Poet. So paßten wir wirklich zusammen.“

„Menthon, das am Felsen hoch gelegene Schloß, war bereits in Sicht gekommen. Wir landeten und stiegen in einem herrlichen schattigen Buchenwalde hinan zur Höhe. Durch den Schloßhof traten wir in das altersgraue Schloß, ließen uns dem Grafen von Menthon melden und alsbald erschien ein hoher stattlicher Herr in Trauer, edel, einfach, äußerst leutselig und herzlich. Es war der Graf, ein Sproß jenes hochgefeierten Ge-

schlechts, das in Bernhard von Menthon den Alpen einen Apostel und den Begründer der weltberühmten Hospize auf dem großen und kleinen St. Bernhard und der Kirche einen Heiligen gegeben hat. Der Graf führte uns zunächst in die zu ebener Erde gelegene Burgkapelle, die in ihrem matten Dunkel und der stilgerechten Einrichtung den weihvollsten Eindruck machte. Im ersten Stockwerke befindet sich eine zweite Kapelle; es ist das Zimmer, in welchem der heilige Bernhard gewohnt und aus dem er sich des Nachts durch ein Fenster am steilen Felsen hinuntergelassen, um dem Leben der Welt zu entfliehen und dem Dienste Gottes sich zu weihen. Wir durften hier eine kunstvoll gefaßte Reliquie des Heiligen küssen und schauten durch das Fenster an dem Felsen hinunter, der Zeuge gewesen des heroischen Entschlusses des Heiligen. Dann führte uns der Graf in der liebenswürdigsten Weise durch die andern Räume des Schlosses. In einem Erkerzimmer fiel mein Auge auf das schöne Bild des verewigten Bischofs von Orleans, Monsignor Dupanloup. Es war mit einer Widmung des Bischofs versehen. Der Graf merkte das Interesse, das mir dieses Bild einflößte, und holte einen Stuhl, auf den ich steigen mußte, um die Inschrift genau sehen zu können. Ich las die Worte: *Veteri vetus hospes amico*, dem alten Freunde der alte Gast. Ich gestand dem Grafen meine hohe, dank-

bare Verehrung für den seligen Bischof Dupanloup, pries aus vollster Seele sein ausgezeichnetes Werk über die Erziehung, ließ auch miteinfließen, daß meine erste literarische Arbeit die Übersetzung der herrlichen Rede Dupanlouns auf Jeanne d'Arc gewesen und daß ich daran seine Schrift über das vatikanische Konzil gereicht hätte. Alles das erfreute den Grafen sichtlich, und er führte mich nun auf den Balkon des Zimmers. Wir standen mitten in den Bergen. „„Sehen Sie““, sagte der Graf, „„Monsignor Dupanloup, im Dorfe St. Felix nahe bei Amecy geboren, eilte mit Freuden des Sommers nach Schloß Menthon. Er ist der *vetus hospes*, unser alter lieber Hausgast gewesen. In den Wochen, die er hier zubrachte, gab es wohl keinen Berg, den er nicht in seinen großen Gebirgsschuhen bestieg. In den Bergen zu weilen, war seine Freude und Erholung. Und nun sollen Sie auch das Zimmer sehen, in dem er gewohnt. Aber Sie müssen steigen, denn Mgr. Dupanloup hatte das höchstgelegene ausgesucht.““ Wir stiegen eine steile Treppe hinan und traten in ein großes, weites, helles, vollkommen eingerichtetes Zimmer. „„Hier hat der Selige noch das Jahr vor seinem Tode gewohnt““, sagte bewegt der Graf. „„Alle Fenster mußten immer geöffniet sein, denn er liebte die frische Luft. Wie oft ist er in diesem Zimmer auf- und abgewandelt, denn ruhen konnte er nicht. Ach, wir haben mit ihm hier

süße, unvergeßliche Stunden verlebt; nun ist er mit meinem Vater, seinem treuen Freunde, von uns geschieden.““ Aber sein Geist blieb noch in diesem ehrwürdigen Schlosse. Der Graf führte uns in die Bibliothek — ein überaus trauliches Gemach des Schlosses. Er zeigte uns da die Gesamtausgabe der Werke Dupanloup's, die er für seine Freunde veranstaltet hat. Sie machen eine stattliche Reihe aus. Ehe wir schieden besuchten wir noch einmal die Schloßkapelle. Der Graf nahm das auf einer Kniebank liegende, rot gebundene Buch und verehrte es meinem Begleiter als Andenken. Er war das Leben des heiligen Bernhard von Menthon des Apostels der Alpen — Vie de S. Bernard de Menthon, Apôtre des Alpes. Am Ausgange des Schlosses begegneten wir der Frau Gräfin, einer hohen, einnehmenden Erscheinung. Der Graf stellte mich ihr vor mit den Worten: „C'est l'ami de notre ami Msgr. Dupanloup — das ist der Freund unseres Freundes Msgr. Dupanloup, und dies genügte, daß die Frau Gräfin mich zum Diner einlud. Sie sprach mit der innigsten Verehrung von dem seligen Bischofe, nannte ihn einen *homme de grand coeur* — einen Mann mit einem großen Herzen und einen liebedurchglühten Freund der Jugend. Wie bedauerte ich, die freundliche Einladung ablehnen zu müssen. Ich hatte bereits das Billet zur Reise nach Chamounix gelöst.

„„Man reist immer zu schnell““, sagte der Graf und ich stimmte ihm bei.“

„Vom Schlosse Menthon führt ein interessanter Bergweg nach St. Germain, jene wunderbar erhabene Berggegend, in die sich einst der heilige Germanus, der Lehrer des heiligen Bernhard, zurückzog und dieser Einöde seinen Namen und seine Gebeine hinterließ, die in der Kirche daselbst zur Verehrung der Gläubigen aufbewahrt werden. Hierhin war einst auch der heilige Franz von Sales gepilgert, und entzückt von dem Anblicke der Berge und des See's von Annecy rief er seinen Begleitern zu: „„Ja, diesen Ort wähle ich mir zur Wohnung, hier will ich ein wenig ausruhen. Wenn es Gott gefällt, will ich die Last und Hitze des Tages meinem Noadjutor überlassen und während dieser Zeit mit meinem Rosenkranze und meiner Feder Gott und der Kirche dienen. Welch entzückende Gegend! Hier werden die großen und schönen Gedanken niederfallen, dicht und fein, wie der Schnee im Winter.““ — Wir stiegen durch frische, reich mit Trauben gesegnete Weinberge zum See hinab. Schnell kaufte ich etwas Brod und Wein, und unser kräftiger Ruderer, der beste des Sees, wie Graf Menthon uns sagte, — er hatte schon ein Menschenleben vom Ertrinken gerettet — löste das Schifflein und eilends fuhren wir Annecy entgegen. Schwere Gewitterwolken begleiteten uns, doch um so heiterer war unsere Stimmung über

diesen schönen Morgen. Wir theilten brüderlich Brod und Wein und dieses „Diner“ auf dem See mundete uns köstlich. Des Franzosen Herz wurde immer offener und wärmer und er sagte zu mir: „„Ich darf Ihnen wohl das Buch zum Andenken geben, das der Graf mir auf dem Schlosse verehrt hat?““ Als eine liebe Erinnerung an Schloß Menthon und den heil. Bernhard sowie an meinen lebenswürdigen französischen Reisegefährten nahm ich es dankbar an und freute mich, als der Abbé mir auf dem See einige Worte in dasselbe schrieb. Er sann dabei ein wenig nach — wie ich alsbald sah, hatte er mir einige Verse gedichtet:

Ainsi tout change, ainsi tout passe,
 Ainsi nous mêmes — nous passons;
 Hélas! sans laisser plus de traces.
 Que cette barque, où nous glissons
 Sur ce beau lac, où tout s'efface
 (So wechselt alles, so alles vergeht,
 So wir selbst einst vergehen.
 Ach! keine andere Spur besteht,
 Als die wir hier von der Barke sehen
 Auf diesem herrlichen See, wo jede verweht.)

Ich versprach ihm eine sichere Heimstätte in meinem Herzen, und wir schieden, um uns am nächsten Morgen auf der Reise nach Chamounix wieder zu begrüßen.“

Meer lenkte seine Schritte von Annecy zunächst nach

Thorens, wo die Wiege des heiligen Franz von Sales gestanden. „Von dem am Bergesabhänge gelegenen ehemaligen Schlosse steht nur noch eine Kapelle, in welche das Zimmer umgewandelt worden, worin der heilige Franz geboren wurde. Der andere Bau stammt aus jüngerer Zeit; er enthält aber mehrere wertvolle Andenken an den Heiligen: sein Testament und sein 1618 gemaltes Bild. Dasselbe macht einen überaus ruhigen, wenn auch mehr ernsten Eindruck, während in demjenigen, welches im Kloster der Heimsuchung zu Paris aufbewahrt wird und das nach dem Urtheil der heiligen Franziska von Chantal das ähnlichste von allen ist, die lebenswürdige Milde des Heiligen ganz zum Ausdrucke gelangt“.

Mit dem am See von Annecy gewonnenen Freunde reiste Meer nun weiter nach Chamounix. „Selten“, schreibt er, „bin ich einem Orte mit größerer Spannung entgegengefahren, als Chamounix. Meine Phantasie, genährt mit so manchen Berglandschaftsbilde, konnte sich doch keine Vorstellung von der Lage dieses Ortes machen. Indes noch vor dem Ziele reiste schon in mir der Entschluß: in diesem prächtigen Chamounixthale schlägst du dein Tusculum auf. Eine solche Anmut der Landschaft, bei ihrem großartigen Hintergrunde, hatte ich nicht geahnt, und je näher ich Chamounix kam, desto farbenreicher wurde dieses Bild.“ Fast zwei

Wochen hatte er Gelegenheit, die Reize Chamounix kennen zu lernen und zu genießen, und sein Herz geht über vor Freude bei der Schilderung derselben. „Wunderbar schön erscheinen die blendend weißen Schnee- und Eisfelder, wenn man sie durch die im frischesten Grün prangenden Nadelholzwälder glänzen sieht, oder ihnen selbst ganz nahe ist, oder sie am Abende von den goldenen Strahlen der Sonne überflutet erblickt. Recht hat es mich auch angemutet, als ich hinan zu Gletscher von Argentieres stieg, am Wege einer Kapelle mit einer sehr schönen Herz-Jesu-Statue zu begegnen und an dem herrlichen Aussichtspunkte La Flegere das Zeichen der Erlösung zu sehen. Aber wenn man auch nicht solchen unmittelbaren Mahnzeichen, die das Herz zu Gott erheben, begegnete, diese ganze Pracht der Natur, die hier den Wanderer umgiebt, sei es, daß er im Thale zwischen den prangenden Wiesen dahinwandelt und hinauf zu den mächtigen Eisbergen und weitgestreckten Eisflächen schaut, oder bei diesen selbst weilt, oder hinan zu dem mit Recht so gerühmten Brevet steigt, oder im düstigen Walde bei einem jäh herabstürzenden Wasserfalle sich lagert, oder am Abende, wenn alles still geworden, den so traulich klingenden Glöckchen der von der Weide heimkehrenden Rühr und Ziegen lauscht, oder die Augen an dem herrlichen Schauspiele sich weiden läßt, wenn die Sonne den Spitzen der Berge ihren Abschiedsgruß

zusendet, die wie Nadeln in die Lüfte ragen oder kühn in gewaltigen Bogen sich wölben — alles ruft ein so mächtiges „„Aufwärts die Herzen!““ zu.“ — Am 2. September wurde die Rückreise angetreten, in Lausanne, Vevey, Montreux und Chillon nochmals die Pracht des Genfer Sees bewundert und dann der Heimat zugeeilt.

Noch eine dritte Reise hat Meer im Kirchenblatte ausführlicher beschrieben. Er beginnt: „Das Ziel unserer Wanderungen ist Elsaß. So mancher Weg führt dahin. Wir wählen sicher den weitesten, aber auch den schönsten. Das geschieht nicht von ungefähr. Am 5. Juli 1885 wird in Welehrad der tausendste Jahrestag des Todes des heiligen Methodius gefeiert, und dieser begeisterte Gedanke war der Stern, dem wir folgten.“ Sein Weg führte ihn also zunächst nach diesem Heiligtume Mährens, um „an diesem denkwürdigen Orte Gott für die Gnade des Glaubens zu danken“. Er fühlte sich dabei so eins mit den zahlreichen mährischen Wallfahrern in ihren zierlichen bunten Nationaltrachten, daß es ihm nicht schwer wurde, die rechte Antwort zu geben, als der Ortsrichter von Welehrad, mit dem er bei Tische zusammentraf, erstaunt ihn fragte: „Sie als deutscher Mann sind nach Welehrad gewandert?“ Er erhielt zur Antwort: „Ich bin als Katholik hierher mit freudigem Danke gepilgert; der heilige Methodius gehört

nicht allein Mähren, er ist ein Heiliger der katholischen Kirche, und ob deutsch, ob mährisch, wir alle haben diesem Manne, dem Boten des Christentums, dem Bringer christlicher Sitte und Kultur zu danken". Meer sprach dann noch von dem universellen und internationalen Charakter der katholischen Kirche, wies auf den jüngsten herrlichen Hirtenbrief der Bischöfe Österreichs hin, der die Nationalitätenhege als unkatholisch bezeichnet". Der Richter schwieg und meinte dann: „Ja, wenn es in Wirklichkeit so wäre, wie Sie es soeben dargestellt." Meer sagte: „Halten Sie stets daran fest, wie es nach der Lehre der Kirche sein soll; das Mangelhafte schreiben sie den Schwächen der Menschen zu".

Von Belehrad führte ihn der Weg nach Wien und Linz und über die herrlichen Berge, Thäler und Seen Oberösterreichs, Salzburgs, Tirols nach dem Bodensee, von da nach dem Schwarzwalde und schließlich nach dem Elsaß, wo der Odilienberg der Schluß- und Glanzpunkt seiner verschiedenen Wanderungen war. Er verkehrte im Elsaß viel mit geistlichen und weltlichen Personen und unterhielt sich mit ihnen über Land und Leute; bei der Art und Weise seines Verkehrs erschloß sich ihm schnell Herz und Mund derer, mit denen er zusammentraf, und so sind seine Bemerkungen über diese neugewonnene deutsche Provinz von besonderem Interesse. „Wir sprachen“, bemerkt er gelegentlich, „viel über die

Stimmung im Elsaß und ich ersah aus allem, wie unflug es wäre, diese Stimmung auf Kommando in eine gut deutsche umzuwandeln. Elsaß hatte für seine reiche Industrie ein ergiebiges Absatzgebiet nach Frankreich, der Elsässer Arbeiter war gesucht, Frankreich war flug genug, dem Elsässer seine berechtigten Eigentümlichkeiten zu lassen, Paris und der Glanz der imperialistischen Gloire hatte vielfach seine betäubende Anziehungskraft ausgeübt, und so kann es nicht Wunder nehmen, wenn der Elsässer während 200 Jahren in das französische Regime sich gut und behaglich eingelebt hatte. Nimmt man die vielen Familienbeziehungen hinzu, die seit langer Zeit mit Frankreich sich geknüpft, so liegt es auf der Hand, daß ein Wandel der Gesinnung sich nur dann allmählich im Elsaß zu Gunsten Deutschlands vollziehen kann, wenn sich das junge Reichsland unter deutscher Herrschaft wirklich wohlfühlen kann. Und wer Elsaß kennen gelernt hat, dieses herrliche Land mit seinem biederem, kräftigen, frommen Volke, der muß von Herzen wünschen, daß dieses deutsche Volk auch wirklich mit ganzem Herzen ans deutsche Vaterland sich anschließe. Wie oft haben wir uns dieses jungen deutschen Landes gefreut, wenn wir durch seine fruchtbaren Auen, durch seine herrlichen Wälder zogen, auf seinen vielen hohen und alten Burgen standen und uns dem guten Volke näherten und uns mit ihm im alten Elsässer Deutsch

unterhielten. Elsaß ist ein deutsches Land und muß deutsch bleiben, das war das Gefühl und der Wunsch unseres Herzens dabei". „Ja, man muß sich dieses schönen Landes freuen, es aber auch bitter empfinden, wenn grade in der entscheidenden Übergangsperiode eine Praxis beliebt wurde, wie sie ja eingehend genug von den Abgeordneten des Reichslandes im Reichstage geschildert worden ist. „„Man rechnet nicht mit uns Elsässern als Katholiken““, sagte mir ein Pfarrer. „„Die Beamten sind zumeist Protestanten. Der Kulturkampf, der sich auch bei uns zeigte, die harte Behandlung der katholischen Presse, die Schul- und Sprachenfrage, alles das konnte uns nicht mit Vertrauen und Freude an den deutschen Verhältnissen erfüllen. Von all dem merkten wir zur französischen Zeit nichts. Ich selbst kann Ihnen da aus meinem Leben einen charakteristischen Zug mitteilen. Ich wollte das Gymnasium besuchen; es sind an 50 Jahre her. Der Pfarrer, der mich vorbereiten sollte, konnte mich nicht in den Unterricht nehmen, weil ich als Elsässer kein Französisch verstand. Ich mußte also erst ein Jahr nach Frankreich gehen, um Französisch zu lernen, denn die Elementarschule wie die Predigt waren im Elsaß fast ausschließlich deutsch. So hatte Frankreich uns unsere Sprache gelassen und wir waren gleichwohl nicht minder gut französisch. Versteht es Deutschland, in gleicher

Weise unsere Sympathien sich zu erwerben, so wird es an uns treue Unterthanen haben.“ — —

Die letzte größere Reise, nach Oberösterreich und Tirol 1894, hat Meer im Schlesischen Pastoralblatte geschildert, unter Hervorhebung der pastoralen Erfahrungen, die er unterwegs gemacht hatte.

Diese Mittheilungen aus den Reiseskizzen Meers dürften nicht als störende Einschaltungen in seine Biographie angesehen werden, da sie ihn in Situationen zeigen, die er selbst zu den angenehmsten seines Lebens rechnete, und überdies seine innerste Denkungsart vortrefflich kennzeichnen. Der praktische Wert, den die Reisen für ihn hatten, ist schon hervorgehoben worden. Mit neuer Freudigkeit begann er nach der Heimkehr seine Berufsarbeit in seiner Anstalt und seine vielgestaltige Thätigkeit außerhalb derselben.

5. Kapitel.

Beziehungen zu den Ordensgenossenschaften, besonders den Ursulinerinnen.

Bei der Elastizität seines Geistes, bei der Leichtigkeit, mit der er arbeitete, und seiner Gabe, schwierigen und unangenehmen Aufgaben bald eine interessante Seite abzugewinnen, war es Meer möglich, neben seinem ihm zunächst vorgezeichneten Wirkungskreise nach den ver-

ſchiedenſten Richtungen hin thätig zu ſein und ſich nützlich zu machen.

Der Seelſorge im engeren Sinne hat er ſich nie entfremdet. Er war mit dem Beichtvateramte für die Gymnaſiaſten betraut und auch ſonſt ein geſuchter Gewiſſenſführer. Seine Gaſtpredigten waren ebenſo zahlreich als beliebt. In der St. Mathiaſkirche hielt er einen Cyklus Faſtenpredigten, die er 1874 unter dem Titel veröffentlichte: „Im Kreuze iſt Heil“ und die der Literariſche Handweiſer mit den empfehlenden Worten ankündigte: „Daß Kreuz — unſere Bürde, unſere Würde, unſer Friede, unſere Hoffnung, unſere Stärke, unſer Heil, unſere Liebe: daſ iſt der Gegenſtand dieſer ſehr inſtruktiven, innig gehaltenen Predigten.“ — In der verwaiſten Pfarrei zu St. Mauritius in Breslau half er drei Jahre beim ſonn- und feſttäglichen Gottesdienſte aus; auch der verwaiſten Pfarrei Stroppen wandte er ſeine hilfreiche Theilnahme zu. Den erkrankten Erzprieſter Majunko in Liſſa vertrat er lange Zeit aus Dankbarkeit für die ihm erwieſene väterliche Freundschaft, und verſah nach dem Tode deſſelben monatelang biſ zur Wiederbeſetzung die Pfarrei.

Besonders gern war er zu geiſtlichen Funktionen in den Klöſtern bereit. Dieſen gehörten ſeine ganzen Sympathieen, ihnen erwies er mit Vorliebe Aufmerkſamkeiten und Gefälligkeiten. Zu den Barmherzigen Brüdern

stand er in dem innigen Verhältnisse der Affiliation; die Tischreden, die er bei den Ordensfesten hielt, waren der laute und herzliche Widerhall der Liebe und Verehrung, die ihm von den Brüdern entgegengebracht wurde. Diese bezeichneten ihn in einem Nachrufe als ihren väterlichen Freund und bereitwilligen Helfer und Wohlthäter.

Auf eine eigene Art trat er den Franziskanern nahe. Als Student bemerkte er eines Tages auf dem Centralbahnhofe in Breslau, wie ein Franziskanerpater, der von allen Seiten neugierig betrachtet wurde, verlegen sich umschaute. Sogleich stellte er sich demselben als Kandidat der Theologie vor und fragte ihn, ob er ihm einen Dienst erweisen könnte? Freudig ersuchte ihn der Pater, ihm doch, wenn möglich, ein Billet nach dem Annaberge zu lösen; er besäße kein Geld, hätte aber hier gewartet, ob der liebe Gott nicht eine gute Seele schicken würde, die ihm helfe, ohne Aufenthalt weiter zu reisen. Ohne zu wissen, wer der Pater sei, besorgte Meer das Billet und ging, von den Dankes- und Segensworten des Beschenkten begleitet, fröhlich heim. Später traf er als neugeweihter Priester bei den Elisabethinerinnen in Breslau denselben Pater wieder; es war P. Athanasius Kleinwächter, der ihm zeitlebens Freund blieb und bei seinem jeweiligen Aufenthalte in Breslau stets „auf einen Sprung“, wie er sich ausdrückte, den Präfecten

im Knabenfeminare als guten alten Bekannten aufsuchte.

Bei den Frauen vom guten Hirten war er Jahre lang Beichtvater. Zum Besten der von ihnen erbauten Herz-Jesu-Kirche bestimmte er den Ertrag seiner „Charakterbilder aus dem Alerus Schlesiens“, indem er in der Vorrede bemerkte: „Die frommen Klosterfrauen hoffen auf einen Wohlthäter, der ihnen das Bild ihrer Patronin, das unbefleckte Herz Mariä, der Zuflucht der Sünder, für ihre Kirche spende. Dieser Wohlthäter möchte ihnen gern dieses Buch sein“. Anstatt des Bildes, welches auf andere Weise beschafft wurde, stiftete er einen von Linke gemalten Kreuzweg für den Chor der Kirche. In einem Artikel des Schlesischen Pastoralblatts, der zugleich durchweht ist von Pietät gegen den ersten Kurator und Förderer des Breslauer Hauses vom guten Hirten, Kanonikus Dr. Sauer, schildert er die hohe soziale Bedeutung dieser religiösen Genossenschaft.

Dasselbe geschieht in zwei anderen Artikeln, welche der Thätigkeit der Hedwigs- und Marienschwestern gewidmet ist. Diesen beiden Genossenschaften hat er in schönen Umrissen die Lebensbilder ihrer Stifter, Kanonikus Robert Spiske und Pfarrer Johannes Schneider entworfen.

Auch in den Dienst der Grauen Schwestern stellte er seine publizistische Feder; besonders nahm er von

der Feier des 50 jährigen Bestehens der Kongregation Veranlassung, ihre vielseitige großartige Wirksamkeit zu beleuchten. Seine herzlichste Theilnahme am Jubiläum bekundete er noch durch ein wertvolles Geschenk. In der schönen St. Josephskapelle, die am Jubeltage die oberhirtliche Weihe empfing, hielt er dann die monatlichen Andachten des von ihm gestifteten Jungfrauenvereins ab.

Seine engen Beziehungen zu den Borromäerinnen ergaben sich von selbst durch den Umstand, daß die Schwestern bis zum Kulturkampfe die Ökonomie im Knabenseminare verwalteten. Seine treue Liebe zur heiligen Hedwig führte ihn überdies oft nach Trebnitz, wo die Kongregation das ehemalige Kloster der heiligen Landespatronin innehat und von neuem mit ihrem Geiste belebt. Hier erhielt er auch die Anregung zur Übersetzung und Herausgabe eines französischen Büchleins, welches einer bischöflichen Approbation zufolge das Ausgelesenste enthält, was man Ordensleuten bieten kann. Er schreibt in der vom 30. Mai 1874 datierten Vorrede: „Ich war so glücklich, dieses wertvolle Büchlein von einer frommen Klosterfrau am Grabe der heiligen Hedwig beim Beginn des Maimonats zum Geschenke zu erhalten. „„Wenn ich doch dasselbe recht bald übersetzt sehen könnte““, fügte sie hinzu, „„wie wollte ich Sorge tragen, daß es dann auch bei uns Deutschen

recht weit verbreitet würde.““ Ich versprach ihr, die Übersetzung im Maimonate zu Ehren der Maienkönigin und der heiligen Hedwig besorgen zu wollen. Es freut mich, daß, da der Mai zu Ende geht, die Arbeit vollendet ist.“ Er veröffentlichte das Werkchen unter dem Titel: „Die Grundlehren des Ordenslebens.“

Die Freundschaft, die ihn mit den Elisabethinerinnen verband, fand ihren öffentlichen Ausdruck in dem „Gedenkblatt“, das er 1893 zum hundertsten Gedächtnistage der Übersiedlung des Konvents nach der Antonienstraße unter dem Titel: „Die Elisabethinerinnen in Schlesien“ zugleich als einen „Baustein zum Neubau“ des Klosters herausgab.

Heimisch war er vor allem bei den Ursulinerinnen in Breslau. Der Frau Oberin M. Ursula, die ihn während seiner Studienzeit mütterlich mit Rat und That unterstützt, die seine Schwester unter ihre Töchter aufgenommen und in besonderer Weise ausgebildet, die ihm an seinem Primiztage ein so schönes Fest bereitet hatte, zollte er stets große Verehrung und Dankbarkeit. Die verschiedenen Gedenktage im Leben der ehrwürdigen Frau boten ihm erwünschte Gelegenheit, den Gefühlen seines dankbaren Herzens sinnigen Ausdruck zu geben. Sehr begreiflich ist darum auch seine schmerzliche Teilnahme an dem harten Lose, welches der Kulturkampf ihr durch die Auflösung der Schulen und des Konventes bereitete.

Die Behmut seines eigenen Herzens spricht aus dem Gedichte, das er für die Pensionatszöglinge gedichtet, in welchem diese am 6. Juli 1878 von der scheidenden Oberin und dem Konvente schmerzlichen Abschied nahmen:

Schmerz erfüllt die Herzen heute,
Banger, bitterer Trennungsschmerz,
Denn gar bald in weite Ferne,
Ziehst Du, treustes Mutterherz.

Mit Dir ziehen Deine Töchter,
Lassen uns verwaist zurück:
In dem Schutze Eurer Liebe
Blühte uns ein reiches Glück.

Gleich der Mutter, voller Liebe,
Voller Nachsicht, jederzeit,
Waret Ihr zu jedem Opfer
Für uns Kinder stets bereit.

Unser Glück war Eure Freude;
Und damit wir glücklich sein,
Legtet Ihr in unsre Herzen
Achte Frömmigkeit hinein.

Blumen, die uns nie verwelfen,
Pflanztet Ihr in unser Herz,
Lehrtet liebevoll, fromm und weise
Unsre Herzen himmelwärts.

Mag der Himmel Euch vergelten
 Alle Opfer, alle Lieb',
 Glaubet, keine von uns allen,
 Die nicht Dank Euch schuldig blieb.

Nimm als schwaches Dankeszeichen
 Diesen schlichten Blumenkranz;
 Was die Blumen uns bedeuten,
 Giebt ihm einen höh'ren Glanz.

Lilien siehst Du in ihm glänzen,
 Als der Unschuld Zauberbild!
 Kindesunschuld unsrem Herzen
 Mehr als Gold und Silber gilt.

Und der Rose duft'ges Blühen
 Ist das Bild der Frömmigkeit.
 Kindes-einfalt, fromm und innig,
 Schmücke uns zu jeder Zeit.

Hier das Weischen im Verborg'nen
 Spricht von demutsvollem Sinn.
 Still, bescheiden, Gott zu Ehren
 Fließe unser Leben hin.

Nimmer soll der Kranz verwelfen,
 Den das Herz Euch heute weih't;
 Täglich wollen wir erneuern,
 Was wir Euch versprochen heut.

Müssen wir dann auch jetzt scheiden,
 Giebt es doch ein Wiedersehn;

Wenn wir rein und fromm, bescheiden,
Betend durch dies Leben gehn,

Dann steht uns der Himmel offen,
Keine Trennung giebt es dort;
Auf den Himmel laßt uns hoffen,
Dort sei unser Trost und Hort.

Die Zöglinge erhielten von der Frau Oberin als „Vergißmichnicht für die Lebenswanderung“ ein kleines, aber inhaltreiches Büchlein, welches auf ihre Anregung Meer verfaßt und dem er den Titel „Mutterworte“ gegeben hatte. Am Herz-Jesuseste 1878 schrieb er in der Vorrede über die Absicht, welche seine Feder geführt hatte: „„Möge er glücklich sein, möge er lieb sein Gott und den Menschen; möge er ewig leben!““ „Diese Worte finden sich im Taufbuche an der Stelle verzeichnet, wo die Geburt und Taufe des heiligen Mose vermerkt ist — ein Glück- und Segenswunsch, wie er schöner und inniger kaum sein kann. Wenn derselbe an dieser Stelle wiederholt wird, so geschieht es, um den Zweck dieses Büchleins klar zu bestimmen. Er will der Jugend zumal die Wege zeigen, die zum Glücke führen, will sie anleiten, Gott und den Menschen zur Freude zu leben, um einstens in das ewige Leben einzugehen. Das Büchlein nennt sich „Mutterworte“. Eine Liebe, wie sie nur immer eine Mutter für ihr Kind hegen kann, hat dieselben eingegeben. Herzlich, liebeich

mahnend, eindringlich, schlicht, treugemeint, gleich dem Mutterworte, sollen sie in das Herz der Kinder dringen und dort wiederhallen zu allen Zeiten des wechselvollen und versuchungsreichen Lebens“. In gemütvoller Sprache wird in elf Unterweisungen der Jugend alles aus Herz gelegt, was sie beachten muß, um Glauben und Unschuld durch diese klippenreiche Periode des Lebens hindurchzuretten. Die schnell notwendig gewordene zweite Auflage dieses sehr empfehlenswerten Werkchens hat der Verfasser seiner lieben Schwester Mater Leopoldina, der mütterlichen Freundin der Jugend“ gewidmet.

Frau Oberin Ursula hatte, als sie mit ihren Schwestern ins Exil gehen mußte, ihre Schritte nach Marseille gelenkt und daselbst ein neues Kloster gegründet. Dorthin folgte ihr in treuer Freundschaft bald auch Meer nach; das erstemal besuchte er Marseille auf der Heimkehr von Rom, und machte dann noch zweimal, 1882 und 1886, die französische Küste des Mittelmeers zum Ziele seiner Ferienreisen. Eine große Freude bereitete er den Schwestern in Marseille, daß es durch Sammlungen die er in der Heimat veranstaltete, ihnen zu einer eigenen Begräbnisstätte auf dem allgemeinen Kirchhofe verhalf. — Als Mater Ursula während der Zeit der Ausweisung 1881 zu Freiwaldau in Oesterreich-Schlesien ein neues Kloster gegründet hatte und auf der Rückreise nach Frankreich bei den Ursulinerinnen zu Arnau in

Böhmen Station machte, eilte Meer sofort dahin, um sie sowie die in ihrer Begleitung befindliche Schwester M. Leopoldina zu begrüßen und auf der Weiterreise eine Strecke Weges zu begleiten. Beim Abschiede gedachte er des reichen Segens, den sie während ihres 55 jährigen Klosterlebens über Schlesien verbreitet hatte. Er schreibt: „Das Herz preßte sich mir zusammen und die Stimme versagte mir bei dem Gedanken: Diese ehrwürdige 74 jährige Klosterfrau kann hier nicht länger weilen; der Kulturkampf hat sie nach dem fernen Marseille gewiesen.“

Der Trauer, mit welcher er den Konvent der Ursulinerinnen aus Breslau scheiden sah, entsprach die Freude, mit der er denselben nach zehn Jahren bei der Rückkehr wieder begrüßte. Die Heimkehrenden hatten zunächst bei den Elisabethinerinnen gastliche Aufnahme gefunden. Hier wurde auch, unmittelbar vor der Uebersiedelung ins eigene Kloster, der Namenstag der greisen Oberin M. Ursula gefeiert. Das Festlied hatte Meer gedichtet:

Willkommen heut, willkommen heut
Im lieben Heimatlande!
So rufen wir aus Herzensgrund
Dir, schwergeprüfitem Schwesterbund.
Willkommen heut, willkommen heut
Im lieben Heimatlande.

Den Tannenbaum, den deutschen Baum,
 Den mußt'et lang' Ihr meiden.
 Nur zu der Pinie lust'gem Raum
 Stieg oft der Wunsch als süßer Traum:
 O Tannebaum, du deutscher Baum,
 Wann sehen wir dich wieder?

Zehn lange Jahr, zehn bange Jahr
 Mußt' Ihr in Frankreich weilen.
 Im fremden Land so manche ruht,
 Ihr haltet sie in frommer Hut;
 Gott gebe Euch das Wiedersehn
 Im ew'gen Heimatlande.

Gott Dank, daß Ihr zurückgekehrt
 Vom Meer zum Oderstrande;
 Und grade zu St. Ursula
 Sind unsre Lieben wieder da.
 O heil'ge Jungfrau Ursula
 Beschütze Deine Kinder.

Das ist ein rechter Namenstag
 Für Eure würd'ge Mutter.
 Du liebe, greise Oberin,
 Du immer treue Schlefierin,
 Das ist ein rechter Freudentag,
 Drum freue Dich von Herzen.

Nun ist Dein Herz erst wieder still,
 Da alle sind beisammen,
 Das ält'ste, müde Mütterlein

Bis zu den jüngsten Kischelein,
 Sie alle deckst Du schützend zu
 Mit Deiner Liebe Flügel.

Ist auch das Nest noch gar sehr arm,
 Fast ganz bethlehemitisch,
 Wie schon vor mehr als vierzig Jahr,
 So sprichst Du heut und immerdar:
 Auf Dich, o Herr, hab' ich gehofft,
 Ich werde nicht zu Schanden.

So ziehet denn von St. Anton
 Nun wieder zu St. Klara.
 Die liebe St. Elisabeth
 In Leid und Freude mit Euch geht.
 Die Liebe, die uns hier verband,
 Wird niemals aufgehoben.

Und nun zum Schluß, zum Scheidegruß,
 Erheben wir die Gläser.
 Gott stärke Euch in Euren Müh'n,
 Mag der Konvent recht bald erblüh'n!
 Hoch! dreimal Hoch! Frau Ursula,
 Hoch! alle Ursulinen.

Bei den innigen Beziehungen, welche das Breslauer Ursulinerinnenkloster zu den Schwesterkonventen in der Diözese unterhielt, ergab es sich von selbst, daß Meer auch mit diesen befreundet war. Er hat der Freundschaft, die ihn mit den schlesischen Ursulinerinnen verband, ein schönes Denkmal gesetzt, indem er ihre Ge-

schichte schrieb. Zuerst erschien die „Geschichte des Ursulinerinnenklosters in Breslau“, gewidmet als Gabe „der Liebe und Dankbarkeit“ der Frau Oberin Urjula „zum 50. Jahrestage ihrer heiligen Profess“, den sie am 19. August 1878 „inmitten der Trümmer ihres Klosters“ unmittelbar vor dem Scheiden aus demselben feierte. Anknüpfend an diese traurigen Umstände sagt die Vorrede: „Wenn auch die ehrwürdigen, zumal um die Erziehung der weiblichen Jugend hochverdienten Schwestern von uns scheiden müssen, so soll doch die Erinnerung an ihr reich gesegnetes Wirken in Schlesiens Gauen und weiter darüber hinaus nicht untergehen. Dazu will dieses Schrifftchen einiges beitragen. Es befaßt sich zunächst mit der Geschichte des Breslauer Ursulinerklosters; da aber dieses die glückliche Mutter der Klöster zu Schweidnitz, Liebenthal, Berlin, Posen und Ratibor geworden ist, so wird der zweite Teil dieses Werkes auch die Geschichte dieser Töchterklöster behandeln, deren gesegnetem Wirken ebenfalls der Kulturkampf Einhalt gebietet.“ „Der Verfasser anerkennt es mit aufrichtigem Danke, daß ihm bei der Abfassung der Geschichte des Breslauer Klosters die seit seiner Gründung im Jahre 1683 geführte handschriftliche Chronik die trefflichsten Dienste geleistet hat“. So manchen interessanten Aufschluß gab ihm auch die Frau Oberin M. Urjula und stellte ihm überhaupt alles rückhaltlos zur

Verfügung, was immer auf die Geschichte des Klosters Bezug hatte“. Der Verfasser wünscht, daß das „Schriftchen, an dem er mit aufrichtiger Liebe freudig und gewissenhaft gearbeitet, den Tausenden und Tausenden von Schülerinnen wie Freunden des Klosters eine liebe Erinnerung sein möge an jene frommen aufopferungsvollen Klosterfrauen, die nichts anderes erstrebten mit Hingabe all ihrer Kräfte und Habe, als Gott in seinen Lieblingen, den Kindern zu dienen“. Nach einer Einleitung über die Stifterin der Ursulinerinnen werden in 15 Kapiteln die Schicksale des Klosters von der Gründung bis zur Auflösung im Kulturkampfe dargestellt.

Im Jahre 1879 folgte die „Geschichte des Ursulinerinnenklosters zu Ratibor“, welche die segensreiche Wirksamkeit dieser Gründung des Stadtpfarrers Kanonikus Dr. Heide von 1863 bis 1879 schildert. Das Ratiborer Kloster war Meer besonders deshalb teuer, weil hier seit dem Jahre der Errichtung seine Schwester Mater Leopoldina thätig war. Gar oft erschien er als willkommener Gast im kleinen Sprachzimmer, zum letztenmal vor der Auflösung auf seiner Reise nach Rom. „Wie hätte ich“, schreibt er, „nach Rom reisen können, ohne von hier Abschied genommen zu haben, von wo ich so manche meiner Reisen begonnen und wohin ich von ihnen wieder glücklich heimgekehrt bin. Es sollte diesmal der letzte Abschied hier sein. Ich ahnte es

freilich nicht, ich hoffte die Jungfrauen noch bei meiner Rückkehr von Rom wiederzusehen, doch da hatte sie der Kulturkampf bereits außer Landes geführt. Mater Katharina, die würdige Jubilarin und Oberin, dankte mir herzlich für die Geschichte ihres Klosters, die ich gerade vor meiner Romreise beendet hatte. Rührend war die Erzählung der Mater Leopoldina, meiner guten Schwester, von dem Briefe, den die Kinder an Se. Majestät den Kaiser geschrieben, in welchem sie den greisen Monarchen innigst anflehten, er möchte doch geruhen, diese guten Schwestern ihnen zu erhalten. Wie schmerzlich mußte es der betagten hochwürdigen Mater Katharina sein, mit dem goldenen Jubelkranze geschmückt, ihr liebes, mit so vielen Opfern und Mühen erbautes Heim zu verlassen und in die Ferne zu ziehen. Majestät feierten ja selbst in Kürze ein Jubelfest. Zu diesem erlaubten sie sich, die bittenden Kinder, ein goldenes Sträußchen schon heut zu senden. — Mit thränenden Augen begleiteten diese guten Kinder nicht lange darauf ihre geliebten Schwestern bis zur Grenze“. Auch die Intervention des Herzogs von Ratibor, auf welche Kardinal Hohenlohe in Rom rechnete, war erfolglos gewesen. Die Ausgewiesenen fanden gastliche Unterkunft in den Klöstern zu Linz, Pressburg und Ödenburg, wohin Meer schon im vorangegangenen Jahre gereist war, um die Aufnahme zu vermitteln.

Die „Geschichte des Ursulinerinnenkloster zu Berlin“ erschien 1880 und erzählt die Geschichte desselben von 1854 an, da es von Propst Bellbram gegründet wurde, bis 1877, wo es dem Sturm der Zeit zum Opfer fiel, aber auch seine Neugründung in Grulich. Meer hatte für das Kloster ein besonderes Interesse, da in der Obhut desselben während des 23 jährigen Bestehens seine jüngste Schwester Hedwig sich befand.

Umfangreicher als die zwei vorhergehenden Schriftchen ist die 1883 erschienene „Geschichte des Ursulinerinnenklosters zu Liebenthal“. Hier lag die schöne Vorarbeit Görlichs vor über „Das Benediktiner-Zugfrauenkloster Liebenthal“, welches nach der Säkularisation als Centralkloster für die Nonnen der aufgehobenen schlesischen Frauenklöster fortbestand, bis es 1857 in den Besitz der Ursulinerinnen überging. Nur 21 Jahre konnten diese ihres Besitzes sich erfreuen; 1878 zertrat auch hier der Kulturkampf mit grausamer Rücksichtslosigkeit die Pflanzung, die so reiche Früchte gezeitigt. Der ausgezeichneten Oberin M. Alfonsa gelang es indes, zu Arnau in Böhmen eine Neugründung zu hoher Blüte zu bringen. Hier war auch Meer heimisch geworden. Arnau war häufig das Ziel eines Ferienausflugs; manches Ordensfest feierte er hier mit; wie von Ratibor, so trat er auch von Arnau aus wiederholt seine Reisen an und kehrte dahin zurück. Der großen Verehrung,

die er Mater Alfonsa zollte, gab er nach ihrem Tode dadurch Ausdruck, daß er bei ihren ehemaligen Zöglingen den Gedanken anregte, eine Stiftung zu machen, die ihren Namen tragen und aus deren Erträgen je ein Waisenkind in Arnau und Liebenthal unterhalten werden sollte. Noch im Sterbejahre wurde der Gedanke zur Thatfache. — Von der Geschichte des Liebenthaler Klosters erschien 1894 eine zweite Auflage unter dem Titel: „Das Central- und Ursulinerinnenkloster Liebenthal“. Im letzten Kapitel konnte das Wiederaufblühen des aufgehobenen Klosters verzeichnet werden.

Die „Geschichte des Ursulinerinnenklosters zu Schweidnitz“ erschien 1884. Reichen Stoff bot auch hier die mit der Gründung des Klosters 1700 beginnende Chronik und das sorgfältig geordnete Archiv. Auch die Geschichte dieses Klosters schließt mit seiner Verwüstung im Kulturkampfe. Indes hatte hier M. Ursula wenigstens einen Teil des Terrains tapfer behauptet und durchgesetzt, daß sie mit den betagten Schwestern in einem Flügel des Klosters wohnen bleiben durfte. Die übrigen Konventualinnen führte Frau Oberin M. Cäcilia, gleich den Oberinnen der übrigen aufgelösten Konvente eine „starke Frau“ im Sinne Salomons, nach Skaliß in Böhmen und Preßablk in Mähren, um dort neue Niederlassungen zu gründen.

Im Jahre 1883 erinnerte Meer in einem „Gedenk-

blatt zum 200jährigen Jubiläum der Ursulinerinnen in Schlesien" an die Ankunft der ersten Schwestern in unserer Provinz und gab eine übersichtliche Darstellung ihrer allmählichen Verzweigung und segensreichen Wirksamkeit. Er mußte damals am Schlusse klagen: „Es ist den Ursulinerinnen nicht vergönnt, ihr zweihundertjähriges Jubiläum auf schlesischem Boden zu begehen. Alle ihre Klöster hat der Kulturfampf vernichtet. Die Angst vor dem blutigen Türkenkriege ließ sie vor 200 Jahren nach Schlesien flüchten, ein unheilvoller Kampf, der thränenreiche Kulturfampf, hieß diese schwachen Ordensfrauen Schlesien verlassen.“ „Schlesien hat es durch fast 200 Jahre erfahren, welchen Segen die Schulen der Ursulinerinnen der weiblichen Jugend gebracht haben. Mit dem tiefsten Schmerze hat es diese Schulen sich schließen sehen müssen; es hat den scheidenden Schwestern seine Kinder vertrauensvoll selbst bis an das Meer mitgegeben; die Schulen, welche im Auslande die Jungfrauen mit neuen großen Opfern errichtet haben, füllen sich mit schlesischen Kindern. So ehrt und liebt Schlesien die Klosterfrauen, die, so lange es ihnen vergönnt gewesen war, auf schlesischem Boden zu wirken, nichts anderes suchten, als der Kinder und ihr eigenes Heil.“ — Meer hat die Wendung zum Besseren noch erlebt und die vertriebenen Ordensfrauen in ihr Heim zurückkehren sehen.

6. Kapitel.

Thätigkeit in der Winfridia.

Die Vielseitigkeit seiner Geistesanlagen machte es Meer leicht, auf den verschiedensten Gebieten erfolgreich sich zu bewegen und die Herzen zu gewinnen. Er, der den Ordensleuten ein hochgeschätzter Freund war, verstand es auch in weltlichen Verbindungen und Vereinen eine vielgerühmte und segensreiche Thätigkeit zu entfalten. Es ist bereits berichtet worden, daß er der Winfridia über die Studienzeit hinaus eine treue, thätige Anhänglichkeit bewahret habe. In Anerkennung des Eifers, womit er als aktives Mitglied die Interessen der Verbindung gefördert hatte, wurde er als *Mummus* durch Diplom vom 16. November 1862 zum Ehrenmitgliede ernannt. Als Kaplan von Zobten brach er in Nr. 8 des „Neuen schlesischen Kirchenblatts“ von 1864 begeistert eine Lanze für die katholischen Studentenverbindungen überhaupt und für die Winfridia insbesondere, um die katholischen Studierenden zum Eintritte anzuregen. Anknüpfend an die Thatfache, daß 1863 auf der Katholikenversammlung, die damals in Frankfurt a. M. stattfand, zum erstenmal Vertreter der katholischen Studentenverbindungen erschienen waren, hielt er sich für berechtigt, ja verpflichtet, die Tendenzen dieser Verbindungen öffentlich zu besprechen und weiteren Kreisen bekannt zu

machen. Nachdem er über Entstehung und Entwicklung der Anania in München, der Winfridia in Breslau und des katholischen Lesevereins in Berlin summarisch berichtet, erklärt er als Tendenz dieser akademischen Vereinigungen, „die Studierenden schon mit jener Liebe zur katholischen Sache zu durchdringen, die sie allein befähigt, einstens als echte Männer für die katholischen Interessen einzutreten“. Nach seiner Erfahrung und Überzeugung „lernen sie in diesen Verbindungen in der That kämpfen für die katholische Sache“. Wohl fehlen ihnen die Feinde nicht, „aber wahrlich“, so fährt er, die Worte des Freiherrn von Hertling, der im Namen der katholischen Studenten zu Frankfurt sprach, zu den seinigen machend, begeistert fort, „der Kampfspreis ist kein geringer; und wenn alle katholischen Söhne Deutschlands von den Universitäten hinausziehen, gläubig und stark, freudig und begeistert, dann muß der Sieg unser sein, weil uns dann der Segen von oben nicht fehlen kann.“

Nach Breslau zurückgekehrt, blieb Meer in beständigem persönlichen Verkehre mit den Mitgliedern der Winfridia und nahm ratend, helfend und in jeder Weise fördernd den innigsten Anteil an dem Leben in der Verbindung. In den Kumulativkonventen, welche alljährlich stattfinden, um den Ehrenmitgliedern und Alten Herren Gelegenheit zu geben, im Vereine mit den aktiven Mitgliedern über wichtige Angelegenheiten der Verbindung sich schlüssig

zu machen, ergriff er in der Regel das Wort. Am 12. Juli 1867 war erster Gegenstand der Debatte die von der Austria in Innsbruck neuerdings angeregte Herausgabe eines gemeinsamen Korrespondenzblattes der katholischen Studentenverbindungen. Meer hob die Schwierigkeiten bei der Redaktion hervor, wies jedoch auch auf den Nutzen hin, der hierdurch erzielt würde, da man ein Gesamtbild von dem Wirken aller Verbindungen erhielte. Die Sache blieb einstweilen auf sich beruhen, fand aber auf der Generalversammlung zu Bamberg 1868 die erwünschte Erledigung. — Er brachte dann einen anderen Antrag ein: es empfehle sich, um Mißverständnissen vorzubeugen, unter den Kartellverbindungen eine möglichst einheitliche Benennung ihrer verschiedenen Mitglieder herbeizuführen. Er beantragte daher, die der Verbindung als Studenten angehörenden, Farben tragenden Brüder als „aktive“, die im Triennium ausscheidenden, aber im Verbande verbleibenden „inaktive“ Mitglieder zu nennen. Beide Bezeichnungen erhielten die Zustimmung des Konvents, nicht so die folgende: „Diejenigen aktiven oder inaktiven Mitglieder, welche der Verbindung mit ganzem Herzen angehängen, ernennt dieselbe nach Ablauf ihrer akademischen Studien zu „Philistern“. Den Philister konnte der Antragsteller nicht halten; er wurde gewaltig von Jung und Alt angegriffen und mußte der Bezeichnung „Alter

Herr“ weichen. So werden denn die ehemaligen aktiven, später zu Ehrenmitgliedern freierten Bundesbrüder, zu denen damals Meer gehörte, „Alte Herren“ der Winfridia. Die Ehrenmitgliedschaft wurde denjenigen zugedacht, die, womöglich selbst früher Akademiker gewesen, im Sinne der Winfridia wirkten und derselben ihr Interesse bewiesen. Freunde, die der Verbindung ihre Liebe und Theilnahme schenkten, aber nicht in die angeführten Kategorien von Mitgliedern gezählt werden könnten, sollten den Namen „Hospitanten“ erhalten.

In demselben Kumultativkonvente erschien der Pfarrer Dr. Swientek, der eben von Rom zurückkehrte, wo er eine Ergebenheitsadresse nebst Peterspfennig der Winfridia dem heiligen Vater Pius IX. überreicht hatte. Er berichtete noch einmal mündlich über die sehr wohlwollende Aufnahme, welche die Adresse in Rom gefunden, und überreichte als Unterpfand seiner treuen Liebe zur Winfridia eine Reliquie des heiligen Bonifacius. Es wurde alsbald der freudig aufgenommene Antrag gestellt, für die Reliquie ein Ostensorium aus Extrabeiträgen der Ehrenmitglieder und Alten Herren zu beschaffen. Swientek wünschte die Reliquie in der Kirche niederzulegen, in welcher der Vereinsgottesdienst stattfindet; indem aber Meer die mannigfachen Bedenken hiergegen zur Sprache brachte, erhielt sein Antrag die Majorität: ein in Breslau wohnender geistlicher Alter Herr der

Wifridia habe die Reliquie würdig aufzubewahren und sie zu den Vereinsandachten behufs ihrer Verehrung dem funktionierenden Priester zuzustellen.

Im September 1867 wohnte Meer als Vertreter der Wifridia der Generalversammlung der deutschen katholischen Studentenverbindungen in Innsbruck bei. Der Antrag, den er im Namen der Wifridia stellte, man möge die auf dem Kumulativkonvente vom 12. Juli 1867 angenommenen Benennungen für die verschiedenen Mitglieder zur allgemeinen Geltung bringen, konnte, obwohl die Zweckmäßigkeit wohl gefühlt wurde, nicht die gewünschte Annahme finden. Man einigte sich hinsichtlich der „aktiven“ und „inaktiven“ Mitglieder, doch mit den „Alten Herren“ konnte man sich nicht befreunden, der „Philister“ wurde mit aller Wärme aufrecht erhalten.

Auf dem Kumulativkonvente vom 23. Juni 1868 stellte Meer folgenden Antrag: „In Anbetracht, daß sich im Laufe der Zeit viele Paragraphen unserer Statuten und Geschäftsordnung weiter ausgebildet haben, beantrage ich zur definitiven Feststellung und Regelung derselben eine gemischte Kommission aus drei hiesigen alten Herren und dem ordentlichen Vorstände der Verbindung. Haben die Kommissionsvorlagen die Approbation des Konvents erhalten, so ist eine Drucklegung der Statuten und, als Anhang dazu, der Geschäftsordnung ins Werk zu setzen“. Der Antrag wurde bei der all-

gemein gefühlten Notwendigkeit nach kurzer Debatte einstimmig angenommen. — Eine zweite von ihm gemachte Vorlage, die nach einer eingehenden, interessanten Debatte, unter Aufnahme einiger Amendements, zur Annahme gelangte, betraf die weitere Organisierung des fröhlich gedeihenden Alten=Herren=Instituts. Er wurde einstimmig zum Kassierer desselben erwählt. 25 Jahre hat er mit großer Geduld und Sorgfalt und steter Opferwilligkeit die Kasse verwaltet und außerdem lange Zeit den Vorsitz im Breslauer Alten=Herren=Zirkel geführt.

Es ist bereits berichtet worden, daß seiner Anregung das Fuchsinstitut der Verbindung den Ursprung verdankte und er der „Urfuchsmajor Winfridias“ geworden war. Auf diese Würde war er noch in späteren Jahren stolz. Ein Bundesbruder, der ihn kennen lernte, als er bereits das silberne Jubiläum dieser Würde gefeiert hatte, schreibt: „Welch freudiges Lächeln umspielte seine milden Züge, wenn er geschmückt mit dem Burschen- und Fuchsenbande auf den Stiftungskommerzen als Urfuchsmajor begrüßt wurde; wie strahlte sein Antlitz, wenn der „Fuchsenstall“ ihm huldigte! Väterliche Liebe sprach aus seinen Worten, mit denen er seine „lieben Fuchselein“ ermunterte und ihnen wohlmeinende Ratschläge fürs akademische Leben erteilte“.

Wie im Jahre 1866, so hemmte auch 1870 der Krieg die Thätigkeit der Winfridia. Sie vertrat sich zum zweitenmal und vertraute ihre Angelegenheiten den Alten Herren Präsekt Meer und Kaplänen Dittrich und Krabel an. Als 18 Winfriden zu den Fahnen eilten, widmete Meer der Verbindung das tiefempfundene Lied:

Die Fahnenweihe.

Das Leben ruft zum ernstestn Streite;
Du Banner weh' uns frisch voran.
Wir ziehen freudig dir zur Seite
Und kämpfen mutig Mann an Mann.
Du grün-rot-goldenes Banner,
Mein ganzes Herz, ich weih' es dir.

Dein frisches Grün, es will uns sagen:
Im Herzen soll's stets Frühling sein;
Bei Stürmen darfst du nicht verzagen,
Blick auf zur Hoffnung, licht und rein.
O frohe, kühne Jugendlust,
Grün' immer du in unsrer Brust.

Der Liebe Rot in deiner Mitte,
Mit unserm Herzblut ist's getränkt.
Weh' dem, der bübisch feig es litte,
Daß man den Bruderbund je kränkt.
Wir halten dich in treuer Huth,
Winfridia, unsrer Liebe Gut!

Dem Bruder treuer Freund auf immer,
 Für alles Edle Herz und Sinn;
 Den blanken Stahl entweihe nimmer,
 Für's Vaterland dein Blut fließ hin!
 So schwur ich Lieb', Winfridia, dir,
 Und diesen Schwur erneu' ich hier.

So golden wehst du uns entgegen
 Und rufst: Sei treu, wie lautes Gold.
 Bewahr' des Glaubens goldnen Segen
 Und bleib den Mäusen allzeit hold.
 Des Wissens Licht, des Glaubens Grund,
 Sie sind das Gold in unserm Bund.

Drum dreimal hoch aus Herzensgrunde,
 Mein grün-rot-goldnes Banner, du!
 Ich folge dir zu jeder Stunde,
 Mein ganzes Herz, es fliegt dir zu!
 Mit Grün-Rot-Gold die Brust mir schmückt,
 Wenn einst der Tod mein Leben knickt.

Wie allen übrigen Verbindungsangelegenheiten, so wandte Meer auch dem wissenschaftlichen Kränzchen beständig sein Interesse zu und hielt als alter Herr Vorträge über Gastfreundschaft und über die Vorgeschichte der Winfridia. Der letztere Vortrag leitet über zur Geschichte der Verbindung, die er geschrieben und wodurch er seinen Namen für alle Zeiten mit der ihm so theuren Winfridia unzertrennlich verknüpft hat. Über die Veranlassung zu dieser Schrift, über Plan und Ziel

spricht er sich im Vorwort aus: „Als der Konvent der Winfridia am 6. Juni 1880 mir die ehrenvolle Aufgabe übertrug, zum 25jährigen Jubiläum der Verbindung die Geschichte derselben zu schreiben, nahm ich diese Arbeit im Gefühle der Liebe und des Gehorsams auf mich. Liebe, alte Liebe zur Winfridia ließ mich vor der mühevollen Arbeit trotz überhäufster Berufsarbeit nicht zurückschrecken. Die Liebe, ja, ich darf sagen, daß Herz hat dieses Buch geschrieben, und in inniger Herzensfreude habe ich alle Schwierigkeiten überwunden. Und im Gehorsam ging ich an diese Arbeit. Ich wußte, seit Jahren verlangte man die Geschichte, seit Jahren suchte man den Schreiber derselben, doch vergebens. Da kam die *dira necessitas*, das Jubiläum, und in dieser Not — bestimmte man mich. Ich gehorchte.“ „Die dargestellten Thatfachen fand ich in dem mustergiltig angelegten und vollständig erhaltenen Archive, in den Protokollbüchern und Korrespondenzblättern. Außerdem durfte ich aus eigener Anschauung und Erfahrung schöpfen, da ich seit dem 20. März 1860, wo ich in die Verbindung trat, in ununterbrochenen Verkehre mit derselben geblieben bin. Die reiche Fülle des Stoffes, die mir so geboten, glaubte ich am besten in fünf Perioden von je fünf Jahren einteilen und sie gliedern zu sollen nach den drei Prinzipien der Verbindung: der Katholizität, der Wissenschaft und Freund-

schaft". Den fünf Abschnitten, in welchem diese fünf Perioden zur Darstellung kommen, gehen drei Abschnitte voraus, welche zunächst die Vorgeschichte, den „Leseverein katholischer Studenten“ und den „Verein katholischer Studenten“, sodann die Gründung der Winfridia behandeln. Der Anhang: „E Ernst und Scherz“, eine Auswahl aus der Verbindungszeitung Anastasia, soll den Bundesbrüdern ernste und fröhliche Stunden ins Gedächtnis zurückrufen. Das Titelblatt bringt das Wappen der Winfridia, um welche die Portraits des Stifters, Kandidat der Theologie, jetzt Generalvikar Kanonikus Dr. Speil, der verdienten Ehrenmitglieder, Professor Dr. Gitzler und Geheimer Regierungsrat Paschte, und des Historiographen der Verbindung, Präsekt Meer sich gruppieren. Gewidmet ist das Buch „allen Brüdern im weiten Kartellverbande“, mit dem Wunsche, daß dieselben „auf immer eine innige Liebe zur gemeinsamen, schönen, großen Sache verbinden, und daß das Feuer reiner Begeisterung, wie es einst in jugendfroher Brust des Jünglings gelobt, allzeit fortglühen möge in den Herzen“.

Der 25. Stiftungstag der Winfridia war der 17. Juli 1881, gefeiert wurde das Jubiläum in großartiger Weise am Schlusse des Semesters vom 1. bis 4. August. Meer gehörte zum Festkomitee und von den vielen Sorgen, welche die Vorbereitung auf das Fest

und der Verlauf des Festes mit sich brachten, fiel ein guter Teil auf seine Schultern. Er trat während der Jubeltage auch wiederholt als Redner auf. Mit einer längeren Ansprache übergab er die von ihm verfaßte Geschichte der Verbindung, sowie ein großes Bild, welches in verkleinertem Maßstabe der Geschichte beigegeben ist und bereits beschrieben wurde. Erklärend bemerkte er, daß er auf vielfaches Bitten sich als Historiograph der Winfridia vom Bilde nicht habe ausschließen können und so sähe man sein Konterfei am unteren Ende desselben. Außerdem stiftete er für den Fuchsmajor einen Humpen mit dem Wunsche, „daß ihn der Fuchsmajor im Fuchsstalle immer inmitten hoffnungsvoller Fuchse schwingen und rufen möge: Vivat crescat floreat Winfridia!“ — Am letzten Festtage feierte er auf der Gebirgspartie in Warmbrunn in einer Tischrede den Reichsgrafen von Schaffgotsch und seinen General-Direktor Geheimen Ministerialrat Krätzig unter Bezugnahme auf das liebenswürdige Entgegenkommen, welches die fröhliche Festgesellschaft wie früher so auch jetzt wieder bei ihnen gefunden habe.

Auch seine liederkundige Muse stellte Meer zum Jubelfeste in Winfridias Dienst. Am Vorabende wurden die alten Bundesbrüder und Vertreter der Kartellverbindungen mit dem von ihm gedichteten Liede begrüßt:

Willkommen, Brüder, alle!

In dulci iubilo —

So laßt uns diese Tage

Verleben jubelfroh.

Ihr altbemoosten Häupter,

Seid herzlich uns begrüßt!

Ein Emollis, daß im Herzen

Winfridenblut noch fließt.

Anania, alte Liebe

Hat dich zu uns geführt,

Denn fünfundzwanzig Jahre

Sind wir heut kopuliert.

Guestfalen von dem Neckar,

Du Austria, aus Tyrol,

Bavaren von dem Rheine,

Gehabt euch alle wohl.

Aus Würzburg und aus Münster,

Aus Freiburg und Berlin,

Euch allen unsre Herzen

In treuer Liebe glüh'n.

Rhenanen, „edle Rote“,

Burgundias kühne Herrn,

Euch jüngsten in dem Bunde,

Wie sehen wir euch gern!

Und nun, Winfridia, juble
 Im schönen Schlesierland!
 Es lebe Lieb' und Treue,
 Hoch, hoch Kartellverband!

Auch das Lied für den Festkommerz hatte Meer
 verfaßt:

Singet frohe Jubellieder,
 Brüder heut aus Herzensgrund,
 Daß sie weithin widerhallen
 In dem trauten Bruderbund.
 Was die Herzen längst ersehnten —
 Unser Jubelfest ist da.
 Laßt es freudig uns begrüßen,
 Juble auf, Winfridia!

Mit Begeist'ung, voll Vertrauen,
 Hat vor fünfundzwanzig Jahr
 Deine Saat hier ausgestreuet
 Eine kleine, kühne Schar.
 Ob auch steinig war der Boden,
 Gott ließ fröhlich dich gedeih'n.
 Edle Stifter, Ihr vor allen
 Mögt am Jubeltag Euch freu'n!

Mit der Kirche stehn und fallen,
 Ihrer Lehre allzeit treu,
 Wissenschaft und Freundschaft pflegen,
 Jugendfroh das Herz dabei:

Dieses unsrer Brüder Erbe
 Hat uns reich und stark gemacht,
 Viel des Segens, viel der Freude
 Unsern Brüdern all gebracht.

Laß dir drum die Stirne kränzen
 Mit dem Jubel-Silberkranz,
 Dir, Winfridia, weih'n die Herzen
 Sich aufs neue heute ganz.
 Vivat crescat floreat rufen
 Freudig wir für ferne Zeit.
 Deinem Jubelfest, dem goldnen,
 Sei ein Hoch, dies Glas gebracht!

Was hier über die Beziehungen Meers zur Winfridia mitgeteilt worden ist, macht das hohe Ansehen und Vertrauen und die Verehrung, die er in der Verbindung genoß, erklärlich. Der bereits als Zeuge angerufene Alte Herr schreibt über ihn: „Sein ganzes Herz mit seiner großen Liebe brachte er seinen Bundesbrüdern entgegen, für jeden hatte er Hilfe in Rat und That. Darum stand er bei allen in besonderer Liebe und Verehrung; so lange es eine Winfridia geben wird — das Andenken des lieben „Alten Herrn“ Meer wird fortleben unter ihren Söhnen.“

7. Kapitel.

Vereinsthätigkeit.

Meer hatte das Bestreben und zugleich die Gabe, allen alles zu werden. Es war ihm eine Lust, mit der akademischen Jugend fröhlich zu sein und sie für alles Schöne und Edle zu begeistern; aber ebenso verstand er es, mit den jungen Handwerkern zu verkehren und die hohen Ziele der Gesellenvereine zu fördern. Seit September 1875 leitete er an der Seite des Diözesanpräses Bode den Breslauer Gesellenverein über sechs Jahre, bis seine anderen Berufspflichten ihn im März 1882 nötigten, dieser Thätigkeit zu entsagen; aber so unvergeßlich hatte er gewirkt, daß noch sechs Jahre später unter den Gratulanten zu seinem silbernen Priesterjubiläum auch eine Deputation des Gesellenvereins sich befand. Bei dieser Gelegenheit sprach er in den wärmsten Worten von neuem die Versicherung aus, daß bis zum letzten Lebenshauche seine Sympathieen dem Vereine gehören würden. — Wie von Bode in der Generalversammlung der St. Vincenz-Vereine 1876 öffentlich bezeugt wurde, bekleidete Meer das Präsidienamt „mit vielem Verständniß und rühmlichsten Eifer“. „Er verstand es“, wie ein Augenzeuge berichtet, „die jungen Handwerker an sein Herz zu fesseln. Wo und wann er unter ihnen erschien, suchte er sie in seiner bekannten

liebenswürdigen Art für das Gute und Edle zu erwärmen, selbst immerdar voranleuchtend. Seine Vorträge, besonders auch die katechetischen, wirkten so durchschlagend, weil er sie auf das praktische Gebiet der einzelnen Handwerke hinzulenken wußte.“ Wie ernst es ihm war, durch gediegene Vorträge die Gesellen zu bilden und ihren Gesichtskreis zu erweitern, zeigt die Sorgfalt, die er auf die Vorbereitung verwendete; die hinterlassenen Manuscripte geben davon Zeugnis. Zwei dieser Vorträge veröffentlichte er zum Besten des Gesellen-Hospizes in Breslau unter dem Titel: „Die Gastfreundschaft einst und jetzt“. — Sein fröhliches, geselliges Wesen befähigte ihn in hervorragender Weise zum Verkehr mit seinen „Jungen“ namentlich auch dann, wenn es sich um Unterhaltung und Erholung handelte. Er übte mit ihnen Theaterstücke ein, brachte sie in den Besitz einer Bühneneinrichtung und bereicherte das Repertoire. Er besorgte eine schöne Krippendarstellung und gewann die Gesellen für eine Weihnachtseinbecherung zum Besten armer Kinder. — Auf seiner Romreise erbat er den Segen des heiligen Vaters auch für seine Breslauer Gesellen. Die Glückwünsche derselben überbrachte er dem Fürstbischöfe Heinrich nach Johannesburg zum 25jährigen Bischofsjubiläum. Im September 1878 vertrat er die Breslauer Diözese auf der Generalversammlung der Gesellenvereins-Präsidenten zu Köln. Als

1881 die Generalversammlung in Breslau stattfand, mit welcher zugleich der erste Handwerkertag der katholischen Meister- und Gesellenvereine sowie das silberne Priesterjubiläum des Diözesanpräses Bode verbunden wurde, lag die Vorbereitung für diese Festlichkeiten fast ganz in seiner kundigen Hand. — Die Beziehungen, die er zu verschiedenen einflußreichen Kreisen unterhielt, mußte er auch für den Gesellenverein nutzbar zu machen, indem er das Interesse für denselben überall zu wecken suchte.

Bei seinem lebhaften Wunsche nach Hebung des Handwerkerstandes begrüßte Meer freudig die Gründung des katholischen Meistervereins in Breslau und stellte bereitwillig sein Rednertalent in den Dienst desselben.

Bei der Gründung des Vereins katholischer Kaufleute war er ebenfalls beteiligt; die Entwicklung und das Aufblühen des Vereins lag ihm sehr am Herzen und durch Wort und That suchte er ihn zu fördern.

Es wäre zu verwundern gewesen, wenn er bei seinem Verständnis für die sozialen Aufgaben der Gegenwart den Arbeitervereinen fern geblieben wäre; in der That war er bald auch auf diesem Felde redengewandt thätig.

Dem Bonifaciusvereine war er stets ein freigebiger Wohlthäter gewesen. In dem von ihm herausgegebenen Kirchen- und Pastoralblatte trat er immer wieder mit Nachdruck für die großen Zwecke des Vereins ein. Nachdem er Neujahr 1892 Mitglied des Diözesankomitees

des Vereins geworden, hat er, wie ihm nach seinem Tode öffentlich bezeugt wurde, „voll heiligen Seeleneifers für die zerstreuten Gemeinden freudig sammelnd und spendend, immer hilfsbereit und opfernd, um das Werk des heiligen Bonifacius sich unvergängliche Verdienste erworben“. Damals übernahm er auch die Redaktion des Schlesischen Bonifaciusvereins-Blatts — aus Gehorsam, wie er in dem charakteristischen Artikel schreibt, durch welchen er sich bei den Lesern einführte, und der ein beredtes Zeugnis von seiner hingebenden Liebe zum Bonifaciusvereine ist: „Da das Diözesan-Komitee mich einstimmig als Redakteur des Vereinsblattes beehrte, so wollte ich meinem Grundsatz nicht untreu werden: „Tritt kein anderer ein, so bin ich da“. Was ich nun aber einmal thun soll, das thue ich immer gern und so gut ich es kann. Ja, ich will mit besonderer Freude grade diese Arbeit auf mich nehmen. Sie soll ein stetes Dank- und Bittopfer für den Bonifacius-Verein sein. Ich bin ja ein Kind der Diaspora. Meine ersten und liebsten Erinnerungen, die Gedanken an die Heimat, die süßesten Freuden der Jugend, die tiefsten religiösen Eindrücke, alles dieses wurzelt in der Diaspora. Ich fühle mich auch heute noch als ein Kind der Mark Brandenburg, und was ich als Kind von ihr durch den Bonifacius-Verein Gutes empfangen habe, möchte ich ihr jetzt tausendfach in diesem Blatte vergelten. Ich

will daher vor allem durch dieses Blatt für die Zwecke des Bonifacius-Vereins wirken, immer wieder auf seine hohe Bedeutung hinweisen und inständigst bitten, man möge nicht müde werden, für diese edle, wichtige Aufgabe zu beten und zu opfern.“

Bei seiner Sangesfreudigkeit, seinem Verständniß für Musik und seinem Eifer für würdige Feier des Gottesdienstes ist es begreiflich, daß er dem Cäcilienvereine großes Interesse entgegenbrachte und die Bestrebungen desselben thatkräftig förderte.

Drei Vereine sind von ihren Anfängen an mit Meers Namen verknüpft und blieben es bis zu seinem Hinscheiden. Der „Priesterverein der Diözese Breslau“ ist ein schönes Zeugnis seines klerikalen Sinnes und seines Eifers für die eigene und seiner Mitpriester Heiligung. Die Anregung zu diesem Vereine gab er in der Aprilnummer des schlesischen Pastoralblatts 1882. Die Worte des Prälaten, späteren Bischofs von Linz, Dr. Ernst Müller reproduzierend, stellt er „die Selbstheiligung des Priesters als eine gebieterische Forderung unserer Tage und als Grundbedingung einer gesegneten Wirksamkeit hin, weil nur so das Wort des Herrn sich erfüllt: „„Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viele Frucht““. Dieses Verbleiben in Gott muß des Priester inniges Verlangen und eifriges Bestreben sein. Die Welt darf sich zwischen Gott und den Priester nicht

drängen. Zur Befiegung des Weltgeistes und zur Bewahrung des priesterlichen Geistes dienen die Priestervereine, welche die Pflege und Förderung des geistlichen Lebens durch entsprechende Hilfsmittel anstreben, deren Mitglieder für einander beten, sich gegenseitig aufmuntern, aneifern und belehren.“ In den nächsten Nummern des Pastoralblattes wurden Wichtigkeit und Notwendigkeit eines solchen Vereins für die Breslauer Diözese diskutiert; Fürstbischof Robert anerkannte den Nutzen desselben und forderte zur Vorlegung eines Statutenentwurfs auf. Indem Meer dieser Aufforderung nachkam, kennzeichnete er zugleich das Verhältnis des neu zugründenden zu den schon bestehenden ähnlichen Vereinen. „Es bestehen“, so schreibt er, „meines Wissens noch drei Priestervereine in der Diözese, von denen der eine nur auf Temporalien als Priesterpensionsverein Rücksicht nimmt, der andere, die *Congregatio latina*, welche auch Laien aufnimmt, nur ein Meßbund von 300 Mitgliedern ist, während der dritte, die *Familia Carolina*, auch weitere pastorale Zwecke verfolgt, jedoch nur 33 Mitglieder zuläßt und mit fünf heiligen Messen, die sie für jedes verstorbene Mitglied zu lesen auflegt, für viele eine zu weit gehende Verpflichtung fordern dürfte. Mit Rücksicht auf diese schon vorhandenen, in ihrer Art vortrefflichen Vereine, glaubte der beabsichtigte Priesterverein, um jede Konkurrenz zu vermeiden, vor

allem ein Gebetsverein sein zu sollen, dessen Mitglieder das „*Donum perseverantiae aliasque gratias divinas*“ sich erflehen mögen durch die gnadenreiche Andacht zu den heiligsten Herzen Jesu und Mariä. Daß außerdem der heilige Johannes der Täufer, der heilige Karl Borromäus und der selige Ceslaus als Patrone des Vereins dem Priester als Vorbilder zur Verehrung empfohlen werden, dürfte keiner Begründung bedürfen.“ Die Konföderirten sollten sich verpflichten, täglich ein Pater noster und Ave zu beten mit dem Stoßgebete: *Jesu, mitis es humilis corde, fac cor meum secundum cor tuum*, monatlich zweimal, oder wenigstens einmal zu beichten, wenigstens alle drei Jahre Exercitien zu halten, jährlich eine heilige Messe für die lebenden und verstorbenen Vereinsmitglieder zu lesen und beim Tode eines Mitgliedes Gebete, gute Werke und Ablässe dem göttlichen Herzen aufzuopfern. Fürstbischof Robert theilte nach Empfang der „*Pacta confoederationis sacerdotalis dioecesis Wratislaviensis*“ am 14. Oktober 1882 „den Zwecken und Zielen des Vereins, sowie den dazu in den *Pactis* bezeichneten Mitteln“ seine Approbation und wünschte dem „sehr lobenswerten“ Unternehmen unter Erteilung des oberhirtlichen Segens den besten Erfolg, überließ aber die Konstituierung und Organisation der Konföderation als eines bloßen Privatvereins den Mitgliedern. Meer befehlt die Leitung und besorgte

nun Aufnahmeheine; er wählte dazu einen kleinen Stahlstich nach dem schönen Herz-Jesu-Bilde von Molitor, auf dessen Rückseite Zweck und Aufnahmebedingungen des Vereins in lateinischer Sprache abgedruckt sind.

Galt dieser Verein der Heiligung der Priester, so sollte ein anderer den in der Welt lebenden Jungfrauen die Anleitung zur christlichen Vollkommenheit geben. Unter Meers Ägide konstituierte sich 1875 „der Verein christlicher Jungfrauen“ zu dem Zwecke, „unter seinen Mitgliedern christlichen Sinn und tugendhaften Lebenswandel zu pflegen, insbesondere durch die Verehrung der jungfräulichen Gottesmutter Maria.“ Bei der ersten Aufnahme, an Mariä Himmelfahrt des genannten Jahres, traten sofort 94 Mitglieder ein. Meer hielt die monatlichen Andachten zuerst in der Kapelle der Schulschwestern und nach Ausweisung derselben bei den Grauen Schwestern. Der Verein blühte fröhlich auf; nach zehn Jahren war die Zahl 300 weit überstiegen. Auf Meers Antrag erhob Fürstbischof Robert am 12. Mai 1886 den Verein zur „Marianischen Kongregation für Jungfrauen unter dem Titel: Unbefleckte Jungfrau Maria und dem des heiligen Joseph im Oratorium des St. Josephstifts in Breslau.“ Die von Meer entworfenen Statuten erhielten am 15. Juni 1886 die bischöfliche Approbation und wurden in das von ihm

verfaßte „Regel- und Gebetbuch zum Gebrauche der Marianischen Jungfrauen-Kongregation“ aufgenommen. Als geistlicher Präses leitete er den Verein bis zu seinem Tode „stets mit gleicher Liebe, Hingabe und Opferwilligkeit“. Beim Vereinsgottesdienste, den er am dritten Sonntage eines jeden Monats in der St. Josephskapelle der Grauen Schwestern hielt, „verstand er es mit seltener Beredtsamkeit, weil selbst von inniger Liebe zur heiligen Jungfrau durchdrungen, die Herzen aller Mitglieder für den göttlichen Erlöser und seine heilige Mutter zu gewinnen und zu begeistern“.

Bei seinen pädagogischen Neigungen ist es leicht erklärlich, daß er dem Lehrerstande nahe trat und seine Bestrebungen unterstützte. So beteiligte er sich mit Vorträgen an den Versammlungen des katholischen Breslauer Lehrervereins. Besondere Verdienste erwarb er sich um die katholischen Lehrerinnen. Im Sommer 1892 ersuchten ihn zwei Lehrerinnen, ihnen bei der Begründung eines Vereins katholischer Lehrerinnen in Schlesiens behilflich zu sein. Der Verein sollte die Gründung eines Hauses bezwecken, in welchem katholische Lehrerinnen Schlesiens, die sich nicht mehr im Amte befinden, Aufnahme und Verpflegung erhalten. Meer erklärte seine Bereitwilligkeit, und nachdem die nötigen Vorarbeiten gemacht worden waren, wurde für den 9. November eine Versammlung der Breslauer Lehrerinnen in das

St. Hedwigszimmer des Vincenzhauses einberufen. Dieselbe war zahlreich besucht. Meer setzte den Zweck des beabsichtigten Vereins eingehend auseinander und man beschloß alsbald, den Verein zu begründen. Der vorgelegte Entwurf der Satzungen wurde sofort beraten und nach Annahme desselben ein Vorstand gewählt, an dessen Spitze Meer als Vorsitzender berufen wurde. Derselbe konnte schon in der Vorstandssitzung vom 30. November mittheilen, daß Fürstbischof Georg die Statuten billige und dem Vereine von Herzen Gottes reichsten Segen wünsche. Um den Zweck des Vereins, die Gründung des Hauses, möglichst bald zu erreichen, veröffentlichte Meer im Dezember 1892 unter der Überschrift: „Ein katholisches Lehrerinnen-Heim in Schlesien“ in der Katholischen Schulzeitung für Norddeutschland und in der Schlesischen Volkszeitung einen geschickt geschriebenen Artikel, der wohl geeignet war, dem jungen Vereine Mitglieder und Wohlthäter zu gewinnen. Auch innerhalb des Vereins suchte er fördernd und befestigend durch sein belehrendes Wort zu wirken. In der Hauptversammlung am 9. Mai 1894 hielt er einen sehr instruktiven Vortrag über „Die Frauenfrage und die Lehrerin“. Nach seiner Überzeugung ist die Lehrerin vorzugsweise mitberufen zur Lösung der Frauenfrage. Seine schönen Ausführungen tönen in den Worten aus: „Mögen die Lehrerinnen, welche unserem Vereine an-

gehören, mit einem warmen Herzen die bedeutsame Aufgabe erfassen, welche ihnen unsere Tage zuweisen. Mögen sie in treuer Liebe zur weiblichen Jugend nicht ermatten, die kostbare Gabe einer echt weiblichen Erziehung ihnen auf dem gefährlichen Wege des Lebens mitzugeben. Unsere Aufgabe soll es sein, solchen treuen Lehrerinnen ein Heim zu bereiten, in welchem sie nach harter Arbeit die wohlverdiente Ruhe genießen sollen, die Ruhe, die durch nichts so verführt wird, als durch das Bewußtsein, sich müde gearbeitet zu haben zum Heile der Jugend.“ — Das Ziel schien bald erreicht zu sein. Schon am 4. Januar 1895 wurde das Grundstück Sternstraße 50, bestehend aus Haus, großem Hofe und Garten, angekauft und Meer einstweilen als Besitzer eingetragen, da der Verein noch keine Korporationsrechte besaß. Haben auch die an den Hauskauf geknüpften Hoffnungen sich nicht erfüllt, so hob der Verein in dem Nachrufe, den er seinem so früh dahingegangenen Vorsitzenden widmete, dankbar grade die Sorgen und Mühen hervor, die derselbe bei Erwerbung des Grundstücks gehabt, und versicherte, daß sein Andenken bei den Mitgliedern ein unvergängliches sein werde.

Die barmherzige Liebe seines menschenfreundlichen Herzens führte Meer von selbst auf das charitative Gebiet, und alle diesbezüglichen Bestrebungen fanden bei ihm volles Verständnis. Darum gewann ihn die um

die Rettung der Negerflaven hochverdiente Gräfin Ledochowska unschwer für ihr Missionswerk. Mit großem Eifer verbreitete er das von ihr herausgegebene „Echo aus Afrika“; er empfahl die Zeitschrift in einem besonderen Artikel des Schlesischen Pastoralblatts und sagte darin: „Ihr Inhalt ist ein mannigfaltiger und äußerst anregender, da die Personen, welche in Afrika das schwere Werk der Missionsthätigkeit und den Kampf gegen die Sklaverei aufgenommen haben, sehr anschauliche Berichte über ihr Wirken in Wort und Bild in der Zeitschrift veröffentlichen. — Bekannt ist aus der Apostelgeschichte, daß dem Völkerlehrer Paulus während der Nacht ein Gesicht erschienen: „„Ein macedonischer Mann stand da, bat ihn und sprach: setze über nach Macedonien und komm uns zu Hilfe!““ Der Apostel und seine Gefährten folgerten daraus, daß der Herr sie gerufen habe, den dortigen Heiden das Evangelium zu verkünden. So ruft heute der Herr der Völker, nicht im nächtlichen Gesichte, sondern am hellen Tage, durch die Stimme seines Stellvertreters auf Erden, des Hirten der Hirten. Er ruft durch Mahnschreiben der Bischöfe einzelner Diözesen. Das Bild des armen, schwarzen Mannes steht in Europa vor allen, die lesen oder hören wollen. In Briefen und Büchern haben Glaubensboten, Reisende und Forscher das Elend und die Not des größten Theiles der afrikanischen Menschheit geschildert. Raum kann

einer daran zweifeln, daß auch von der Erlösung Afrikas das Wort gilt: Gott will es! Diesen Ruf hat die begeisterte Herausgeberin des „Echo“ in hochherziger Weise vernommen. Sie scheut kein Opfer, um das schwere, schöne Werk zu fördern. Reiche Gaben des Herzens wie des Geistes stehen ihr dafür zur Verfügung. Sie hat einen Teil Schlesiens bereist, um dem „Echo“ opferwillige Freunde zu gewinnen; sie hat dieselben gefunden und gewiß werden sich dieselben treu erweisen.“ — Meer ließ sich als erster in Breslau auch in die St. Claver-Sodalität, welche die Rettung der Negerflaven zum Zwecke hat, aufnehmen und bemühte sich um die Gewinnung weiterer Mitglieder.

Ein Hauptgebiet seiner charitativen Thätigkeit war indes die Armenpflege. Er, der die Not des Lebens aus eigener Erfahrung kennen gelernt, hatte aufrichtige hilfbereite Teilnahme für fremde Not. Den Vincenzverein förderte er unermüdet opferwillig vor allem durch die That, aber auch durch die Feder und durch sein lebendiges Wort. Immer wieder erörterte er in den von ihm redigierten Zeitschriften mit eindringlicher Begeisterung die hohe Aufgabe dieses Vereins. In der Rede, die er in der Generalversammlung am 11. März 1867 hielt, beklagte er, daß der Vincenzverein noch immer nicht die Beachtung gefunden, die ihm in der gegenwärtigen Zeit der sozialen Fragen seitens der christlichen Gesellschaft ge-

bührt, und daß seine Mitgliederzahl nicht groß genug sei, um das schwere Joch der Armut, unter welchem Tausende und Tausende seufzen, nachhaltig zu erleichtern.

Der Breslauer Magistrat war gut beraten, als er Meer zum Mitgliede der städtischen Armendirektion wählte. Wie sehr der Gewählte den Erwartungen entsprochen, ergiebt sich aus dem Nachrufe, den die Direktion ihm gewidmet hat: „Seit dem Jahre 1882 gehörte der Berewigte unserem Kollegium als Mitglied an. Als solches ist er an unseren Aufgaben stets hervorragend beteiligt gewesen. Sowohl in der Verwaltung der Armen- als der Waisenangelegenheit hat er thätig mitgewirkt. Er fungierte als Waisendirektor, anfangs der Schweidnitzer-, zuletzt der Sandvorstadt, als Kommissarius hiesiger Suppenanstalten und als Revisor einiger Bezirks-Armenkommissionen. Die Vorarbeiten für die Neuordnung unseres Armenwesens nach dem Elberfelder Systeme hat er wesentlich fördern helfen. Sein reiches Wissen, seine vielseitige Erfahrung machten ihn uns als Mitarbeiter, die Milde, die Liebenswürdigkeit seines Wesens als Kollegen sehr lieb und wert.“

Seine Erfahrungen auf dem Gebiete der kirchlichen und weltlichen Armenpflege und das Resultat der damit verbundenen Studien verwertete Meer in der schönen Rede, die er am 20. November 1894 in der Versammlung des Breslauer Centrums-Vereins „über Armenpflege“

hielt. Aus der instruktiven Rede mögen namentlich jene Abschnitte, welche Breslauer Verhältnisse behandeln, hier eine Stelle finden. „Es thut not“, läßt den Redner sein menschenfreundliches Herz den zahlreichen Zuhörern zurufen, „es thut not, zu dem Bilde des Armen in unseren Tagen aufzublicken und es mit Aufmerksamkeit, Verständniß und Liebe zu betrachten — das Bild des Armen, der uns so oft begegnet. Aber ach, man findet oft nicht das rechte Verständniß für die Armut. Es ist nur zu wahr das Wort des Dichters:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
 Wer nie die kummervollen Nächte
 Auf seinem Bette weinend saß,
 Der kennt euch nicht, ihr grausen Mächte.

Es ist vielfach ein Glück zu nennen, selbst einmal arm gewesen zu sein; man muß es selbst verkostet haben, was es heißt, arm sein zu müssen; man muß der Armut einmal so recht ins Angesicht geblickt haben, man muß den Mut haben, sich in das Herz und das Denken eines Armen zu versetzen, da wird man inne werden, daß jeder Menschenfreund auch ein Armenfreund sein muß.“ Zum Thema setzt der Redner sich dann die Frage: „Wie hat die Menschheit die Armut betrachtet? Hat sie sich mit Verachtung von derselben abgewendet, oder hat sie die Armut in werththätiger Barmherzigkeit gemildert?“ „Die Frage ist nicht zu beantworten, wenn wir nicht

die Geschichte zu Räte ziehen. Die Armut hat ja ihre Geschichte. Der Redner giebt nun in großen Zügen, unter Hervorhebung alles Wesentlichen, einen geschichtlichen Überblick und zeichnet die Verachtung und das Elend der Armen im Heidentume, und berichtet von den großartigen und mannigfaltigen Veranstaltungen, welche das Christentum zur Vinderung der Armut ins Werk gesetzt hat. Nach diesem geschichtlichen Rückblicke fragt er: „In welcher Weise wird heut für die Armen gesorgt? und weist dann an erster Stelle hin auf den Verein, den 1833 in Paris acht Studenten, an ihrer Spitze Friedrich Ozanam, gründeten und unter den Schutz des heiligen Vincenz von Paul stellten. „Sie sammelten Gaben bei den Reichen, spendeten selbst nach Möglichkeit und trugen diese Almosen persönlich in die Wohnungen der Armen. So entstand die erste Konferenz des Vincenzvereins. Es war aufs neue für unsere Zeiten die Brücke gefunden zwischen arm und reich; der Arme fühlte sich wieder als Mitglied der menschlichen Gesellschaft, er fühlte, daß zwischen Christen kein Unterschied sei in der Liebe.“

Aus dieser ersten Vincenzkonferenz in Paris ist der riesige Weltverein der Liebe entstanden, der auch in Breslau seit fast 50 Jahren seine Wirksamkeit entfaltet. Am 14. November des Jahres 1848 konnte der damalige Kuratus Lie. Wick, der jetzige Domherr Dr. Wick, der

Mann, immer bereit zu helfen, im katholischen Volksvereine das schöne Wort sagen: „Es ist in Breslau die erste Vincenzkonferenz gegründet worden“. Freilich war es nur ein Senfkörnlein, aber es hat sich zum stattlichen Baum entfaltet, zu dem die Armen von allen Seiten kommen, um Obdach bei ihm zu suchen. Der Vincenz-Verein hat z. B. im Jahre 1891 in Breslau 70810 Mark an Unterstützungen für 1240 arme Familien ausgeteilt. In Breslau sind aus der einen nunmehr 26 Konferenzen entstanden.“

Weiterhin berichtet der Redner aus eigener Anschauung und Erfahrung über die kommunale Armenpflege in Breslau. „Es wird Sie“, fährt er fort, „interessieren, daß die Hauptstadt Schlesiens zu meiner großen Freude nunmehr angefangen hat, die Wege zu wandeln, die seit 50 Jahren der Vincenzverein eingeschlagen hat.“ „Die eigentliche gesetzliche kommunale Armenpflege hängt zusammen mit der Städteordnung und wird geregelt durch ein bestimmtes Statut. Unsere Stadt bildet einen Orts- und Landarmenverband, und die Behörde, die sich damit zu befassen hat, ist die Armendirektion, die unter Aufsicht des Magistrats steht. In Verbindung damit stehen die wohlthätigen städtischen Institute, wie Kranken- und Siechenhäuser, Waisenanstalten u. dergl. Diese Direktion besteht aus ungefähr 60 Bürgern. Es gehört dazu, ich möchte sagen,

als geborenes Mitglied, je ein Vertreter der Geistlichkeit beider Konfessionen. Seitens der katholischen Geistlichkeit habe ich die Ehre, der Armendirektion seit vielen Jahren anzugehören. Darum darf ich aus eigener Erfahrung berichten, daß in Breslau die städtische Armenpflege sich ihrer schweren Aufgabe vollauf bewußt ist und alle Anerkennung verdient. — Die Mitglieder der Armendirektion kommen zu bestimmten Sitzungen zusammen; die eingegangenen Unterstützungs-gesuche werden vorbereitet und geprüft durch die Bezirksvorsteher und Armendirektoren. Doch konnte man sich in jüngster Zeit der Einsicht nicht verschließen, daß es der überhandnehmenden Armut gegenüber geboten erscheint, sich mehr zu dezentralisieren, und man hat demzufolge das sogenannte Elberfelder Armenpflege-System eingeführt. Es wird so genannt, weil es zum erstenmal in Elberfeld zur Anwendung gebracht worden ist. Als in einer der Sitzungen der Armendirektion dieses System erörtert und wir um unsere Ansicht darüber gefragt wurden, ergriff ich das Wort und sagte: „Ich kann der Stadt nur von ganzem Herzen Glück wünschen, wenn dieses System zur Einführung gelangt, denn es ist dasselbe, das seit 50 Jahren der Vincenzverein in Breslau befolgt.“

„Breslau ist nun nach diesem System in 50 Armenbezirke eingeteilt worden. Jeder Armenbezirk umfaßt

mehrere Stadtbezirke. Diese Armenbezirke haben an der Spitze ein Mitglied der Armendirektion, ferner als geborene Mitglieder die betreffenden Bezirksvorsteher, eventuell deren Stellvertreter. Außerdem sind für jeden Bezirk eine reiche Anzahl von Armenpflegern bestimmt worden und dann, was recht wesentlich ist, gehört auch der Armenarzt zu jeder Kommission. Die Stadt hat insofern Einsicht in die Arbeiten, als sie bestimmte Herren als ihre Kommissare eingesetzt hat, welche das Recht und die Pflicht haben, sich zu überzeugen von der Art und Weise, wie die Arbeit in den Armenkommissionen gehandhabt wird. Ich habe ebenfalls die Ehre, städtischer Kommissar zu sein, und ich muß nach meinen Erfahrungen sagen: alle Achtung vor dem Eifer, der Klugheit und der hingebenden Wirksamkeit, mit der in diesen Bezirkskommissionen gearbeitet wird. Ich möchte nur wünschen, daß dieser ernste Eifer nicht erlahme! In der Regel traten die Mitglieder alle 14 Tage, unter Umständen noch öfter in einem bestimmten Lokale, meistens einem Schulzimmer, zusammen, wo dann die Bezirks-Armenangelegenheiten behandelt werden. Die einzelnen Gesuche sind vorher von der Armendirektion an den Bezirksvorsteher abgegangen. Alles geschieht natürlich auf schriftlichen Wege — und nun hat der Bezirksvorsteher die Pflicht, die Armenpfleger zu veranlassen, sich in die Wohnungen der Bittsteller zu begeben und auf der betreffenden

Eingabe schriftlichen Bericht zu erstatten, ob eine Unterstützung für notwendig erachtet wird. In der Sitzung trägt der Pfleger, der die Sachlage untersucht hat, seine Ansicht vor und beantragt eventuell Unterstützung. Damit die Pfleger nicht mit Arbeit überlastet werden, ist der Bezirk nach Straßen in bestimmte Pflegequartiere eingeteilt, so daß auf einen Pfleger in der Regel vier Arme entfallen. Was die Unterstützung selbst betrifft, so wissen Sie, daß die städtische Armendirektion nur für die allernötigste Hilfe sorgen kann. Der städtische Arme hat ein Anrecht auf eine Unterstützung; die Stadt sagt, wer in meiner Mitte wohnt, den darf ich nicht verhungern lassen. Das Almosen oder die Unterstützung welche gewährt wird, beträgt 6 bis höchstens 10 Mark monatlich, aber nicht länger als höchstens ein Jahr. Was nun die Frage anlangt, wer unterstützungsberechtigt ist, so ist darauf zu erwidern, der, welcher den sogenannten Unterstützungswohnsitz erlangt d. h. derjenige, der sich eine bestimmte Zeit am Orte aufgehalten hat, noch nicht bestraft ist und öffentliche Unterstützung noch nicht bezogen hat.“

„Diese städtische Armenpflege strebt nun, Fühlung zu erhalten mit der kirchlichen und privaten Wohlthätigkeit. Dieser Gedanke ist ein fruchtbarer und guter. Lassen Sie mich das durch ein Beispiel erörtern. Oftmals ist ja die Fürsorge für die Armen durch die Verhältnisse

mehr eine Last als eine Lust, denn auch von der Armut gilt ja sehr oft das Wort: „Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr“. Im Betteln sind die Frechsten oft die Glücklichen und die Bescheidenen haben das Nachsehen. Diesem traurigen Zustande will die kommunale Armenpflege nach Möglichkeit entgegenarbeiten, insofern als sie Fühlung sucht mit den kirchlichen und privaten Wohlthätigkeits-Beranstaltungen. Sie will dadurch die möglichst gleiche und gerechte Berücksichtigung aller Armen erstreben und ein gemeinsames Arbeiten erzielen. Nehmen wir einmal den Fall an, die Stadt hat ein Waisenkind, ein sogenanntes städtisches Kostkind, das ihrer Pflege anheimgefallen ist. Nun besteht hierorts ein Verein für verlassene und hilflose Kinder. Ich gehöre demselben auch an. Dieser Verein wirkt in der segensreichsten Weise. Jedem armen Kinde ist ein bestimmter Herr oder ein Dame zugewiesen, welche die Verpflichtung haben, sich um das Kind zu kümmern. Diese bringen das Almosen in die Familie und können veredelnd auf das Kind und auf die Familie einwirken, der das Kind zur Pflege anvertraut ist. Nun sagt die Stadt diesem Vereine: Ich übergebe dir mein Kind, ich zahle dir dasselbe Geld, was ich sonst durch den Bezirksvorsteher der Familie zahlen mußte; pflege du das Kind, ich weiß, daß es bei dir gut aufgehoben ist. Der Verein nimmt das Kind in Pflege und vereinigt hierbei seine besondere

Pflege mit der kommunalen Fürsorge, die sonst zumeist nur in der Geldspende bestanden hätte. Die Stadt strebt das Patronat bei der Armenpflege an. Ihr Ideal ist es, daß jeder Arme, der unterstützt wird, seinen Patron habe, wie wir es im Vincenzvereine haben. Zu jedem Armen soll ein bestimmter Herr gehen, um ihm die Gabe darzureichen, denn es läßt sich nicht verkennen, es ist etwas ganz anderes, ob vom grünen Tische her die Wohlthaten im Wege der Verordnung fließen, oder ob ein gebildeter und gesitteter Mann zum Armen mit der Spende kommt als Freund, oft als Vater, darf ich sagen. Dieser Umstand ist ein außerordentlich wichtiger Faktor zur Lösung der sozialen Frage. Ein anderes Beispiel lassen sie mich noch anführen, wie man sich diese Vereinigung denkt. Wir haben in Breslau mehrere Waisenhäuser, städtische und private. Ich nenne auf katholischer Seite Maria-Hilf, ferner das Waisenhaus der Hedwigschwestern. Nun hat die Stadt bereits mit diesen ein Abkommen getroffen. Sie fragt den Vorstand: Was verlangt ihr für die Pflege eines meiner Kinder? Ich weiß, daß sie bei euch gut aufgehoben sind, und ich weiß, ihr erleichtert mir die Sorge um dieses Kind. Das ist ein Hand in Hand gehen der städtischen mit der kirchlichen Armenpflege. Sie sehen, das dieser Grundgedanke gut ist. Doch ist darauf zu achten, und ich hoffe auch, daß die Stadt nicht daran

denken wird, anders zu handeln, daß die eigenartige Armenpflege der kirchlichen wie der privaten Vereine irgendwie beeinträchtigt wird. Es muß den Privatvereinen vollständig überlassen bleiben, nach ihrem Statut die Armenpflege weiter zu treiben wie bisher. Insbesondere ist dem Übereifer entgegenzuarbeiten, die ganze Armenpflege „aus einem Topfe“ zu betreiben. Solche Herren mögen über das Sprichwort nachdenken: In einem großen Topf siedet sich's am schlechtesten. — Wenn dieser Gedanke immer weitere Kreise erfaßt, so führt er hoffentlich dahin, daß eine freundliche, vertrauensvolle Fühlung unter den verschiedenen Armenpflege-Institutionen zustande kommt“. Nachdem im weiteren Verlaufe der Rede noch die staatliche Armenpflege behandelt worden, schließt der Redner mit einem mahnenden Zurufe an die Armen: „So warm ich für die Armut gesprochen, so ernst muß ich mich nun noch an die Armen selbst wenden. Die Armen sollen nicht undankbar sein. Mit dankbarem Herzen mögen sie die Wohlthaten empfangen, welche die Barmherzigkeit ihnen spendet. Es ist ein bedeutungsvolles Wort — das Wort *misericordia*. Es besteht aus *miser*, elend, arm und *cor*, das Herz. Ja, das Herz muß für die Armen schlagen. Wir geben der Armut unser ganzes Herz, aber die Armen müssen auch der Religion, Sitte und Ordnung wieder ihr Herz weihen. Dieses Kaiserwort

muß, wie in den Palästen, so insbesondere auch in den Hütten der Armen zur That werden“. —

Diese Rede über Armenpflege ist eine der vielen Reden, welche Meer in den Versammlungen des Breslauer Centrumsvereins gehalten hat. Schon im Vorausgehenden ist bei verschiedenen Gelegenheiten auf seine Thätigkeit als öffentlicher Redner hingewiesen worden. Diese Thätigkeit bildet einen hervorragenden Zug in seinem arbeitsreichen Leben. Überall, wo man ihn hinarief, stellte er seine Kraft bereitwilligst der guten Sache in Versammlungen zur Verfügung und sprach ungezählte Male über die verschiedensten Gegenstände in wahrhaft erhebender Weise vor Tausenden von Männern und Frauen. Alle katholischen Vereine Breslaus hatten in ihm einem beredten und, was besonders rühmend hervorgehoben zu werden verdient, allzeit hilfsbereiten Freund. Wenn die Leiter von Versammlungen an die schwere Aufgabe gingen, die Rednerliste festzustellen, und sogar nicht wußten, wer reden sollte, so gingen sie zu Meer und waren sicher, daß er es nicht abschlug.

Die meisten Reden auf weltlicher Tribüne hat er wohl in den Versammlungen des Breslauer Centrumsvereins gehalten, dessen Vicepräsident er viele Jahre war; namentlich an den ersten, einleitenden Abenden des Vereinsjahres pflegte er sich in die Last der Rede zu teilen. Eine Anzahl seiner Reden sind in den Tages-

blättern abgedruckt; alle sind nach Inhalt und Form schön, einzelne oratorische Meisterstücke. Ein ständiger Redner war er auch auf den Generalversammlungen der Katholiken Schlesiens und sprach hier in der Regel in der Damenversammlung über ein Thema aus dem ihm heimischen Gebiete der Erziehungsfrage. So redete er in Reisse 1887 über die Erziehung im allgemeinen und zu Ratibor 1891 über Wort und Beispiel in der Erziehung. Anknüpfend an das Dichterwort: „Ehret die Frauen! Sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben“, zeigte er zu Leobschütz 1889 in schwungvoller Sprache, daß die Frau diese Rosen nur am himmlischen Rosenstocke der Religion pflücken kann.

8. Kapitel.

Literarische Thätigkeit.

Wie durch das lebendige Wort, so wirkte Meer in der Öffentlichkeit unermüdet auch durch seine Feder. Diese publizistische Thätigkeit übte er als Herausgeber von Zeitschriften und Verfasser vieler Bücher und Broschüren. Über seine Redaktion des Schlesischen Bonifacius-Vereins-Blattes ist schon berichtet worden. Ostern 1877 übernahm er die Redaktion des Schlesischen Kirchenblattes, von seinem Vorgänger Dr. Franz mit

den ehrenvollen Worten empfohlen: „Der Eifer und die Begabung, welche Herr Meer bereits in seinen Arbeiten für die katholische Presse bewiesen hat, geben mir die Gewißheit, daß der Wechsel in der Redaktion dem Blatte und den Lesern nur zum Vorteile gereichen wird“. In seinem Programmartikel machte Meer die Aufgabe, welche 1835 die Gründer des Kirchenblattes Dr. Sauer und Thiel sich stellten, „katholisches Bewußtsein wecken und zu pflegen“, zu der seinigen, und wie unter ihrer, so sollte auch unter seiner Redaktion das Kirchenblatt „eine vaterländische Zeitschrift sein, die allen, welche die Religion lieben und ehren, Gelegenheit bietet, sich über die höchsten und wichtigsten Wahrheiten zu belehren und an ihrem wunderbar erquickenden Quell zugleich auch zu erbauen“. Diesen Grundsätzen gemäß hat er über 18 Jahre die Redaktion opferwillig geführt. Viele Artikel hat er selbst geschrieben, Mitarbeiter zu gewinnen und zu erhalten gewußt und aus dem Füllhorn seiner Leseerträge in geschmackvoller Auswahl reichlich mitgeteilt.

Über 50 Jahre hatte das Schleßische Kirchenblatt bestanden; seine Begründung war ein ebenso notwendiges wie reichgesegnetes Beginnen. Die Verhältnisse der katholischen Presse waren unterdes ganz andere geworden und hatten einen vom Kirchenblatte stets erstrebten erfreulichen Aufschwung genommen und das

katholische Bewußtsein mächtig gehoben. Für die verschiedenen vom Kirchenblatte standhaft und erfolgreich vertretenen Interessen waren besondere Tages-, Wochen- und Monatsblätter gegründet worden, welche sichtlich gediehen. Das Kirchenblatt hatte seine große Aufgabe erfüllt und so konnte Meer Ende 1885 getrost schreiben: „Wir glauben, es bleibt in der katholischen Presse Schlesiens keine Lücke und die Begründer und Freunde des Schlesischen Kirchenblattes werden uns beistimmen, wenn wir die Herausgabe mit seinem 51. Jahrgange bechließen. Wir haben dabei das erhebende Bewußtsein, daß das Blatt, wenn es auch aufhört zu erscheinen, damit nicht eingegangen ist. Das Schlesische Kirchenblatt war die Wurzel für die katholische Presse Schlesiens. In dieser aufgegangen, möge es für ferne Zeiten, wenn auch unter anderer Form, fortwirken.“

Für den Klerus insbesondere war die Fortsetzung des Kirchenblatts das „Schlesische Pastoralblatt“. Die Gründung desselben gehört zu den vielen Verdiensten Meers. Fast ein halbes Jahrhundert hatte bereits das Kirchenblatt als „Zeitschrift für Katholiken aller Stände“ seine Aufgabe erfüllt; die Schlesische Volkszeitung und eine Anzahl Lokalblätter traten in den breiten Schichten des Volkes entschieden im Geiste der katholischen Kirche für Wahrheit, Freiheit und Recht ein; nur der schlesische Klerus entbehrte eines eigenen Organs. Diesem Mangel

sollte durch Gründung eines Pastoralblattes abgeholfen werden. Die Redaktion übernahm Meer. Erfüllt von der hohen Idee des katholischen Priestertums, erfahren in der Seelsorge, voll Verständniß für die Forderungen, welche die Gegenwart an den Priester stellt, wissenschaftlich gebildet und unermüdet sich weiterbildend, flegelgewandt und seit Jahren eine reiche literarische Thätigkeit entfaltend, schien er von vornherein die geeignete Persönlichkeit zu sein, die das neue Unternehmen in die richtigen Gleise leiten werde. In dem Einführungsprogramme rief er alte Traditionen wach und knüpfte an die theologischen Zeitschriften an, die in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts den Sinn für kirchliche Wissenschaft und Praxis unter dem schlesischen Klerus zu pflegen suchten: das „Diözesanblatt“ 1804 bis 1818, „Von der katholischen Kirche“ 1827—1830 und „Breslauer Zeitschrift für katholische Theologie“ 1832 bis 1833. Später mußten Fragen, die den Klerus allein betrafen, im Schlesischen Kirchenblatte besprochen werden. Vom 1. Januar 1880 an stand nun dafür das „Schlesische Pastoralblatt“ zu Gebote. In demselben sollten Aufnahme finden: „Erlasse und Verordnungen kirchlicher Behörden, Aufsätze aus dem Gebiete der Pastoral, welche die Verwaltung der Sakramente, die Homiletik, Katechetik, Liturgik, das Kirchen- und Eherecht umfassen, Besprechungen einzelner Pastoralfälle und Fragen“; auch

die christliche Kunst sollte die ihr gebührende Stelle einnehmen, im „Sprechsaal“ ein freier Meinungsaustrausch herrschen über die Fragen aus der Seelsorge und unter „Literarisches“ die einschlägige Literatur besprochen werden. Die Redaktion sprach die Erwartung aus, der schlesische Klerus werde die Sache des Pastoralblatts zu seiner eigenen machen und durch zahlreiches Abonnement und eifrige Mitarbeit den Bestand und die unausgesetzte Bervollkommnung desselben sichern. Auch Fürstbischof Heinrich schrieb am Schlusse des ersten Jahrgangs: „Wir hoffen, daß nach den bisherigen erfreulichen Erfahrungen das Blatt dauernd fortbestehen, immermehr Teilnahme und Anerkennung finden und in der Reihe ähnlicher Blätter auch ferner unser Bistum sehr würdig vertreten wird.“ — Sind auch nicht alle Hoffnungen in Erfüllung gegangen, so wird man doch bei Durchsicht des reichen Materials, welches die 15 von Meer herausgegebenen Jahrgänge enthalten, gestehen müssen, daß die Redaktion redlich bemüht gewesen ist, das gegebene Versprechen zu erfüllen; und so lange das Pastoralblatt besteht, wird der Name seines Gründers und ersten Redakteurs immer mit Ehren genannt werden.

Ein literarisches Unternehmen, das mit dem Pastoralblatte in enger Beziehung steht, ist unvollendet geblieben. Im Jahrgange 1891 hatte Meer einen „sozialen Gang durch Breslau“ begonnen und denselben mit diesen

Worten eingeleitet: „Die Güte und Menschenfreundlichkeit des menschengewordenen Gottessohnes strahlt aller Welt wieder von dem Antlitze seiner Braut, der Kirche. Die Güte und Menschenfreundlichkeit ist ihr schönster Liebreiz. Mit einem Herzen voll Liebe hat sie das rettende Wort ihres göttlichen Stifters durch alle Jahrhunderte der hilfsbedürftigen Welt zugerufen: „„Kommet zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken.““ Auch von dem Erdenwallen der Kirche gilt das Wort: „„Benefaciendo transiit — sie ging dahin, indem sie Gutes that.““ Folgen wir diesen beglückenden Wegen der Kirche und fragen wir: was hat die Kirche in Breslau zum Wohle des Volkes gethan? Diese Frage ist in unserer Zeit, in welcher die soziale Frage alle anderen Fragen beherrscht, durchaus zeitgemäß, und der soziale Gang, den wir durch Breslau antreten wollen, wird uns große Freude, mannigfache Belehrung und werththätige Anregung bieten“. Er beabsichtigte, alle kirchlichen Wohlfahrtseinrichtungen der Stadt in ihrer geschichtlichen Entwicklung zu besprechen und nach Beendigung des „Ganges“ die Artikelreihe zusammenzufassen und in einem besonderen Werke zu veröffentlichen. Es war ihm nur vergönnt, folgende Institute pietätsvoll ans Licht zu stellen: die Frauen zum guten Hirten, die Grauen Schwestern, das Marienstift, den Verein vom heiligen Vincenz von Paul, die

Kleinkinderbewahranstalten, den Gesellenverein, das Fürstbischöfliche Knabekonvikt, das theologische Konvikt, das Alumnat, das St. Vincenzhaus. Dann überraschte ihn der Tod.

Welch reiche schriftstellerische Thätigkeit Meer, abgesehen vom journalistischen Gebiete, entfaltete, ist bei den verschiedensten Gelegenheiten bereits zur Darstellung gekommen. Diese Darstellung bedarf aber noch der Ergänzung. Die großen Ereignisse in der Kirche und in der Diözese fanden nicht nur in den von ihm redigierten Zeitschriften Widerhall, sondern veranlaßten ihn wiederholt auch zu besonderen Publikationen. 1871 veröffentlichte er unter dem Titel „Pius IX. Sein Leben und Wirken“ ein „Gedenkbüchlein zu seinem 25 jährigen Papstjubiläum“, und 1887 unter dem Titel „Leo XIII. der Freund der Jugend“ ein „Gedenkblatt zu seinem goldenen Priesterjubiläum“. Für die 1881 und 1886 verkündeten Jubiläen schrieb er „Jubiläums-Büchlein“, um „den Gläubigen eine Anleitung zu geben, die Gnade des Jubiläums im Geiste der Kirche zum Heile ihrer Seele zu benützen“. 1833 entsprach er dem Ansuchen der Wörl'schen Verlagshandlung in Würzburg und verfaßte für das von ihr herausgegebene Werk: „Der Episkopat der Gegenwart“ die Lebensbilder der Breslauer Fürstbischöfe Dr. Robert Herzog und Dr. Georg Ropp. 1884 erschien ein anderes diözesanhistorisches Werk aus

seiner Feder: „Charakterbilder aus dem Klerus Schlesiens 1831—1881“, bearbeitet nach Nekrologen, deren das Kirchenblatt jedes Jahr eine Anzahl gebracht hatte. In der Vorrede sagt er: „Es schien uns eine liebe Arbeit, dem Schlesischen Kirchenblatte, das mit dem Jahre 1884 seinen 50. Jahrgang als das älteste katholische Blatt Schlesiens beginnt, eine Reihe von Charakterbildern aus dem Klerus Schlesiens der letzten 50 Jahre zu entnehmen. Leider mußten wir uns bei der Fülle des hier gebotenen Stoffes enge Grenzen ziehen und konnten zumeist nur jener Männer gedenken, deren Wirkungskreis ein weiterer und deren Namen von bleibender historischer Bedeutung sind. Sollte diese Sammlung Anklang finden, so beabsichtigen wir, einen weiteren Band folgen zu lassen.“ Da die Hoffnungen sich erfüllten, so bereitete Meer eine neue Folge vor; mehrere Bogen waren schon gedruckt, als der Tod ihn ereilte; der Schreiber dieser Biographie vollendete nun den Torso.

Eine Anzahl der im Kirchen- und Pastoralblatte erschienenen Lebensbilder verstorbener Diözesanpriester ist von Meer selbst gezeichnet; mehrere, wie die Biographien der Kanoniker Spieske, Karfer und Lorinser und des Pfarrers Schneider erschienen in Sonderabdrücken. Der letzte Nekrolog, den Meer schrieb, galt dem am 5. Januar 1895 gestorbenen geistlichen Rat Eduard Müller. In dankbarer Erinnerung daran, was

dieser väterliche Freund ihm und den Seinigen und der Heimatgemeinde, den Katholiken Berlins und der ganzen Delegation gewesen, ging ihm das Herz über und voller Begeisterung schrieb er eine Charakteristik des edlen Toten, die zum Schönsten gehört, was seiner Feder entfloßen ist. Die Missionsarbeiten des Berewigten schildernd, berichtet er: „Auch die junge Gemeinde meiner Heimat Charlottenburg suchte er in jeder Weise zu fördern. Hier lernte ich im Alter von elf Jahren 1852 den eifrigen Missionsvikar kennen. In einem Zimmer unseres Hauses versammelte er die Kinder der Gemeinde, um ihnen Religionsunterricht zu erteilen. Seit jener Zeit hat ein inniges Freundschaftsbündnis uns umschlossen. Seitdem er im Jahre 1853 meine lieben Eltern begraben hatte, war er mir mehr als ein Freund, war er mir ein Vater. Denselben Eindruck, den ich von ihm im Jahre 1852 gewonnen hatte, empfand ich immer wieder, so oft ich mit ihm zusammentraf. Er war derselbe in dem langen Zeitraume von 42 Jahren geblieben. Dieses herzlich offene, Vertrauen erweckende, leutselige Wesen, dieser scharf prüfende und doch so wohlwollende Blick, diese sich selbst ganz vergessende Begeisterung und aufopferungsvolle Hingabe für die gute Sache, dieses Nimmerwanken und dieses immer Treu- und immer Bereitsein, wenn es galt, einzutreten, dieses bildete den Grundzug im Charakter Müllers, und dieses machte ihn

so vorzüglich geeignet zu der entsagungsreichen Wirksamkeit eines Missionsvikars. Als solcher war er mächtig in Wort und That. Sein glaubensfreundiges Wort, seine aufopferungsvolle Liebesthätigkeit stärkte die verzagte kleine Gemeinde, und immer war es eine Freude in jeder solchen Gemeinde, wenn es hieß: „Der Vikar kommt heute.“ —

Als Weihgabe zum 50jährigen Priesterjubiläum des Hochwürdigsten Herrn Weihbischofs Dr. Gleich veröffentlichte Meer 1888 eine Schrift über die bereits erwähnte „**Familia Carolina**“ und handelte in sechs Abschnitten über Gründung und Zweck, Pflichten, Regeln, Kuratoren und Mitglieder dieses 1718 gegründeten schlesischen Priestervereins, dessen Kurator er mehrere Jahre war.

Wiederholt ist seiner Übersetzungen aus dem Französischen gedacht worden. Von den unbeholfenen Erstlingsversuchen, die in den Rekreationen des Klosters zu Clermont so große Heiterkeit erregten, war er allmählich bis zur Beherrschung der französischen Sprache vorgeschritten und er verwertete nun diese Sprachkenntnis auch dazu, gediegene französische Werke der asketischen Literatur in der bereits berichteten Weise den deutschen Priestern und Ordensleuten zugänglich zu machen. Vorher hatte er schon zwei Werke Dupanloup's übersetzt, nämlich die Lobrede, welche der gefeierte Bischof am 8. Mai

1869 in seiner Kathedrale bei der Jubelfeier des siegreichen Einzugs der Jungfrau von Orleans gehalten, und die Schrift, die er in demselben Jahre über das bevorstehende vatikanische Konzil herausgegeben hatte. Die Rede übersezte Meer zum Besten des Kirchenbaus in Charlottenburg, wie er am Schlusse des Vorworts sagt: „Diese Arbeit weihe ich dir, treugeliebte Gemeinde meiner Heimat. Sie möge dir ein Almosen zum Aufbau deiner Herz-Jesu-Kirche und ein Unterpfand meiner treuen Liebe sein, in der ich, der erste Priester aus deiner Mitte, allzeit deiner eingedenk bin“. Seine Übersetzung der Konzilschrift erfreute sich des Erfolges von drei rasch aufeinander folgenden Auflagen.

Dem idealen, poetischen Sinne Meers entsprach ein künstlerisch-literarisches Unternehmen der ihm befreundeten Verlagsfirma C. Th. Wiskott, an welchem er sich 1888 beteiligte. Das Prachtwerk erschien unter dem Titel: „Weihnachten in Lied und Bild. Eine Sammlung von Liedern und Gedichten von Klemens Brentano, Melchior von Diepenbrock, Guido M. Drewes, F. v. Eichendorff, Karl Gerok, Luise Hensel, F. v. Massow, Fr. Rückert u. A. herausgegeben von August Meer, illustriert von Ernst Preßler, für Gesang mit Klavierbegleitung harmonisiert von B. Rothe“. Eine berufene Stimme urteilt darüber im Pastoralblatte: „Es ist den vereinten Künstlern gelungen, uns mit einer überaus willkommenen

und herzerfreuenden Leistung zu überraschen. Die Buntdruckkunst liefert herrliche, zarte und anmutende Illustrationen von E. Preßler. Die Dichtkunst spendet vom gemüthvollen Herausgeber gesichtete herrliche Perlen sowohl aus glaubenstreuer alter Zeit, wie aus guten neueren Tagen, und die Tonkunst reicht uns aus der im Auswählen und Einrichten zweckdienlicher Tonstücke gelübten und fundigen Hand B. Rothe's alte und neue Weisen, — nicht wie sie in Art und Gestalt für die Kirche sich ziemen, sondern gefällig und lieblich, wie sie Groß und Klein im glücklichen häuslichen Kreise zur fröhlichen, seligen Weihnachtszeit gern singen und hören mag“.

Von seiner innigen Liebe zu Maria hat Meer in zwei schönen Andachtsbüchlein Zeugnis abgelegt. Das eine: „Ave Maria! Eine Maiandacht in Betrachtungen, Gebeten und Liedern“ hat drei Auflagen erlebt. Das Leben der allerseeligsten Jungfrau ist in kurzen, einfachen aber sinnigen und in schöne Sprache gekleideten Betrachtungen dargestellt. Den Betrachtungen entsprechen Gebete, die den praktischen Kern der ersteren in Form der Bitte wiederholen. Eine dankenswerte Beigabe bilden die Marienlieder. — Im Jahre 1894 vollendete Meer im Manuscripte eine Maiandacht in Betrachtungen über den Hymnus *Ave maris stella* und gab ihr den Titel: „Ave maris stella. Ein Büchlein von der Mutter Gottes für ihre Kinder, zumal im Monat Mai“.

An der Herausgabe, auf die er sich sehr gefreut hatte, hinderte ihn der Tod und der Verfasser dieses Lebensbildes übernahm dieselbe. Das „Katholische Sonntagsblatt der Diözese Breslau“ zeigte das Schriftchen mit den ehrenden Worten an: „Das vorliegende Büchelchen des in den weitesten Kreisen bekannten und, wo einst gekannt, auch jetzt noch in gesegnetem Andenken stehenden heimgegangenen Präseften Meer ist ein Andenken an denselben, wie wir es schöner kaum wünschen können. Der Hymnus, welchen die Kirche an allen Muttergottesfesten betet, wird seinem ganzen Wortlaute nach erklärt. Jeder der 31 Erklärungen schließt sich ein Gebet, ein Beispiel und eine Tugendübung an“.

Wie der ungebundenen, so war auch Meer Herr der gebundenen Rede. Er besaß einen tiefen dichterischen Sinn; darum beschäftigte er sich gern mit der poetischen Literatur des In- und Auslandes, und er hatte daraus einen reichen Schatz sich angeeignet; ungesucht verflocht er Dichterworte in seine Gespräche und öffentlichen Reden. Er war auch selbst produktiv. Aus seiner poetischen Ader flossen mit Leichtigkeit einfach und klar die Gedanken und Verse. Oft hat er festliche Gelegenheiten und Gedenktage mit seinem poetischen Talente verherrlicht; viele hat er mit seinen heiteren Gedichten erfreut. Besonders reich quoll seine dichterische Ader auf Reisen; so sang er einst auf einer Wanderung durch das Riesengebirge:

Wie kommt es? Wenn ich wandre,
Fängt auch das Dichten an;
Die Lerche singt am frohesten,
Wenn sie hoch fliegen kann.

Es schlägt das Herz mir leichter,
Die Sorgen sind zu Haus,
Und aus dem offenen Herzen
Fliegt schnell ein Lied hinaus.

Wenn ich so einsam wandre
Durch Flur und Wald zur Höh',
Gefellt sich mir zur Seite
Die sangesfrohe Fee.

Sie bringt mir liebe Grüße
Vom blauen Himmelszelt.
Gil' fort mein Lied und grüße
Dort unten mir die Welt.

Seine religiöse Muse hat er vorzugsweise in den
Dienst Mariä gestellt; schon als Student sang er:

Maria, meine Liebe.

Maria, meine Liebe,
Wie gerne sing ich Dir;
O nimm, nimm diese Lieder
Zum Liebespfand von mir.

Maria, meine Liebe,
 Dir ist mein Herz geweiht,
 Dir schlägt es froh entgegen
 In Liebe allezeit.

Dein Auge, das beständig
 So huldvoll niedersieht,
 Und keinen, auch den Ärmsten
 In seinen Nöten flieht. —

Die Hand voll süßer Milde,
 Zum Geben stets bereit,
 Für alle Erdenpilger
 Das sicherste Geleit.

Dein Herz, so reich an Liebe,
 Wie keines Menschen Herz,
 So treu und stark und lauter
 Auch in dem größten Schmerz.

Maria, meine Liebe,
 Dein Wesen Liebe ist.
 Mach, daß zu gleicher Liebe
 Sich Dir mein Herz erschließt!

Mein letztes Ave.

Wenn auf die matten Lider
 Nach schwer durchkämpftem Tag
 Der Schlaf sich senkt hernieder
 Mit sanftem Flügelschlag:

Dann noch das Aug' erhoben,
 Bevor es sich verschließt,
 Zu Dir, Maria, droben;
 Noch einmal sei begrüßt!

Aus dankerfülltem Munde
 Tönt Dir, des Müden Hort,
 Die süße Engelskünde
 Als trautes Scheidewort.

So auch, o Gott, es gebe:
 In jener letzten Stund'
 Sich Aug' und Herz erhebe
 Aus dunklem Erdenrund.

Mit Deinem Gruß Dich grüßen,
 Mein Blick in Deinem Blick,
 Möcht ich mein Leben schließen!
 Maria! gieb dies Glück!

Du lebenswürdige Mutter.

Willst Du Herz, so ganz ergründen
 Schöner Liebe Wundermacht,
 Mußt Du Dich dem Staub entwinden,
 Und durch dunkle Erdennacht
 Blicken zu der Jungfrau droben,
 Die die Engel glanzumwoben
 Voll Begeisterung freudig loben
 Als die Mutter schöner Liebe.

Welche inn'ge keusche Triebe,
 Welche Opferfreudigkeit
 Barg, Maria, Deine Liebe,
 Die Du Joseph ganz geweiht.
 Eine keusch're, zart're Minne
 Find' ich, wie ich immer sinne,
 Nie; Du Königin der Minne
 Bist die Mutter schöner Liebe.

Und die Liebe zu dem Kinde,
 Wie sie Dir im Herzen glüht, —
 O, daß ich Dich ganz ergründe,
 Wundersame Himmelsblüt'!
 Von der Krippe bis zum Stamme,
 Glühte Deine Liebesflamme
 Nur allein dem Gotteslamme, —
 O Du Mutter schöner Liebe.

Wenn ich drum die Liebe singe,
 Wie sie schön, wie wonnereich,
 Dir allein mein Lied erklinge,
 Königin im Liebereich.
 Dich die Engel froh umkreisen,
 Laß auch mich in meinen Weisen
 Voll Begeist'ung freudig preisen
 Als die Mutter schöner Liebe.

Als Ergänzung zu den bereits mitgetheilten Poesien
 mögen noch einige Festhymnen und Jubellieder Meers
 hier ihre Stelle finden. Das 25 jährige Papstjubiläum
 Pius IX. feierte er mit folgender Hymne:

Juble auf in heil'gen Festgesängen,
 Juble hochbeglückte Christenheit,
 Füll' den Erdkreis mit des Jubels Klängen,
 Welch ein hehres Fest naht Dir sich heut!
 Siehe dort auf Petri Felsenthron
 Jenen Greis, der alle hochbeglückt,
 Mit der dreifach schweren, goldnen Krone
 Heute fünfundzwanzig Jahr geschmückt.

Sei gegrüßt, Du aller Christen Wonne
 An dem Tag, den Petrus nur erlebt,
 Du, der ew'gen Wahrheit lichte Sonne,
 Starcker Fels des Rechts, der nicht erbebt.
 Du, der Jünger reinster, heil'ger Liebe,
 Aller Armen und der Jugend Freund,
 Voll Vertrau'n, ob auch der Himmel trübe,
 Mit dem Kreuze innig treu vereint!

Ja, mit heil'gen, inn'gen Liebesbanden
 Hast Du, Pius, uns an Dich gebannt,
 Und voll Dank in allen, allen Landen
 Sind die Herzen heut zu Gott gewandt:
 Segne Du ihn reicher Gott der Güte,
 Unsern edlen Pius segne heut,
 Führe, stärke, tröste und behüte
 Deinen Diener noch für ferne Zeit.

Juble auf in heil'gen Festgesängen,
 Juble hochbeglückte Christenheit,
 Füll' den Erdkreis mit des Jubels Klängen,
 Welch ein hehres Fest begehst Du heut!

Ob in Ketten auch der Jubelpriester,
 Und die Dornenkron' sein Jubelkranz; —
 Ach Dein Fest, wenngleich der Himmel düster,
 Ründet frohen Auferstehungsglanz.

Entsprechenden Ausdruck gab er auch der freudig-
 ernsten Stimmung, mit welcher die Diöcese am 17. April
 1875 das 50jährige Priesterjubiläum des Fürstbischofs
 Heinrich beging:

Der Frühling naht. Welch neues, freudig Leben
 Quillt reich beglückend überall hervor,
 Der Hoffnung süße Bilder uns umschweben,
 Das Herz blickt dankerfüllt zu Gott empor.
 Und in des Frühlings hoffnungsfrohen Tagen
 Ward Dir ein Saatkorn heut ins Herz gelegt,
 Das hundertfält'ge Frucht Dir eingetragen,
 Das treu Du heute fünfzig Jahr gepflegt.

In einer Zeit, vom Winterschlaf umfassen,
 Begannt Du Deinen priesterlichen Lauf;
 Doch Dir im Herzen Frühlingslieder klangen,
 Du riefst es laut: Du schlaffe Zeit, wach auf!
 Daß wieder neues Leben uns durchglühe,
 Ein Leben, aus des Glaubens Kraft gezeugt,
 Und daß die Liebe, reich an Werken, blühe,
 Dafür hast Du gestritten, ungebeugt.

Dein Wort klang mächtig hin durch Schlesiens Auen,
 Du wardst in Stürmen ihm ein starker Hort,
 Wie Lämmer ihrem Hirten sorglos trauen,
 So lauschte Schlesien, Deutschland Deinem Wort.

Ja, Du warst wert, den Hirtenstab zu tragen,
 Da er im Tode Melchior entsank;
 Als Du erkoren, hörten auf die Klagen,
 Ein freudig Alleluja laut erklang.

Ein stetes Segnen war Dein Hirtenleben;
 Wer zählt die Opfer, die Du all gebracht.
 Zu Dir viel tausend Hände sich erheben,
 Und aller, aller hast Du treu gedacht!
 Das Heil der Jugend und des Armen Hütte,
 Das Haus des Herrn, es war Dein Augenstern.
 Gesegnet bleiben alle Deine Schritte, —
 So tönt es, guter Hirt, Dir nah und fern.

Nun, da es Herbst geworden Dir im Leben,
 Der gold'ne Jubelkranz Dich heute schmückt;
 Die Herzen dankersüß zu Gott sich heben
 Und beten, daß er ewig Dich beglückt.
 Doch auch des Herbstes Stürme Dich umtoben.
 „Es ist mir bange, doch verzag' ich nicht“,
 So sprachst Du einst, den Blick gewandt nach oben,
 So sprichst Du heut voll Glaubenszuversicht.

Auch uns ist bange in der Zeiten Dräuen,
 Doch Deiner Kinder Herz verzaget nicht,
 Wir blicken auf zu Dir, dem immer Treuen,
 Und harren aus im Kampf. „Durch Kreuz zum Licht.“
 Dein fünfzigjähr'ges Priesterjubiläum,
 Es soll im Leid ein Fest der Freude sein.
 Erklänge laut, Du Jubelsang, Te Deum!
 Wir stimmen alle, dankbar freudig ein!

Zum goldenen Priesterjubiläum des Hochwürdigsten Herrn Weihbischofs Dr. Gleich dichtete er den Festhymnus, den Franz Dierichke komponierte und der beim Fackelzuge gesungen wurde. Das Festlied mag nach zehn Jahren zum bevorstehenden diamantenen Jubiläum noch einmal ertönen:

Ein goldnes Fest begeh'n wir heut
Ein Fest voll süßer Himmelswonnen;
Den Priester, der sich Gott geweiht,
Umstrahlet heut der Freude Sonne.
O schöner, junger Priestermorgen!

Vom Weihaltare
Durch fünfzig Jahre,
Wie hat Gott Dich so treu geborgen!
Die Saaten, die Du ausgestreut,
Erglänzen weithin golden heut.

Viel tausend Herzen dankbewegt,
Erflehen Lohn Dir, überreichen;
Und was im Herzen tief sich regt
Das künden diese Flammenzeichen.
Sie wollen danken Dir und sagen:

Des Himmels Segen
Auf Deinen Wegen!
Des Tages Last hast Du getragen.
Gott reiche Dir zum ewigen Lohn
Die gold'ne Kron' am Himmelssthron.

Eine von ihm gedichtete „Hymne zur Begrüßung eines Bischofs“ ist von A. Grenlich komponiert und im Buchhandel erschienen:

Laß in Ehrfurcht Dich begrüßen,
 Sieh uns voll Ergebenheit;
 Heil'ge Bande fest umschließen
 Uns für Zeit und Ewigkeit.
 Alle Herzen jubeln heut,
 Alle hast Du hochehrent.

Uns den heil'gen Geist zu spenden,
 Zogst Du Bischof bei uns ein,
 Willst die Herzen aufwärts wenden,
 Von dem Weltgeist sie befrei'n.
 Dreimal Heil dem heut'gen Tag,
 Uns dein Segen bleiben mag!

Mit des heil'gen Geistes Feuer,
 Giebst Du uns Bekennermut,
 Daß der Glaube uns stets teuer,
 Daß er sei das höchste Gut.
 Stete freud'ge Glaubensstreu
 Unser all' Gelöbniß sei!

Möge Gott zum reichen Lohne
 Ew'ge Freude Dir verleih'n,
 Und im Glanze Deiner Krone,
 Uns als Steine fügen ein.
 Gott erhalt' Dich viele Jahr'!
 Dein sind wir auf immerdar!

9. Kapitel.

Silbernes Jubiläum.

Eine vielgestaltige Thätigkeit, die Meer mit Hingebung und Geschick auf den verschiedensten Gebieten übte, ist zur Darstellung gekommen. Er hatte die Genugthuung, daß er so mancher Erfolge sich erfreuen durfte, und viele Anerkennung wurde ihm zuteil. Der Erfolge und der Anerkennung, die er in seinem Hauptwirkungskreise, im Konvikte, erntete, ist schon gedacht worden.

Wie hoch seine Verdienste geschätzt wurden, wie viel Liebe er genoß, wie zahlreich seine Freunde und Verehrer waren, trat besonders deutlich bei seinem 25jährigen Priesterjubiläum hervor, das er in den ersten Tagen des Juli 1888 feierte. Die erste und höchste Ehrung zu diesem Feste empfing er von seinem Oberhirten, der ihn „in Anerkennung seiner stets treuen und hingebenden Pflichterfüllung und in Würdigung seiner großen Verdienste um die Erziehung der Jugend für den geistlichen Stand“ zum Geistlichen Räte ernannte.

Nachdem schon mehrere Tage vor dem eigentlichen Feste zahllose Gratulationsdepeschen und Schreiben, duftende Bouquets und kunstvoll gearbeitete Festandenken von nah und fern, selbst vom Rheine und von Ungarn her, von arm und reich, von Freunden und Verwandten

gesendet worden waren, nachdem am 2. Juli zur Vorfeier im Vincenzhause ein Festessen stattgefunden hatte, erschien der eigentliche Festtag für alle, die entweder als ehemalige oder gegenwärtige Zöglinge des Fürstbischöflichen Knabenkonvikts oder als Mitarbeiter im kirchlichen und politischen Leben und als nähere Freunde dem Jubilar ihre Huldigung darbringen wollten. Am späten Nachmittage des 3. Juli erwarteten die Zöglinge im geschmackvoll dekorierten Refektorium ihren Präfecten, der vom Kurator der Anstalt, Kanonikus Dr. Franz geführt, erschien. Es erklangen alsbald die Akkorde des „Festgesanges“, komponiert vom Musikmeister der „Lätitia“ und von dieser als gemischter Chor vorgetragen. Darauf begrüßte und beglückwünschte der Kurator den Jubilar mit herzlichen und verbindlichen Worten, worin er besonders seiner Freude Ausdruck verlieh, einen so verdienten und treuen Erzieher und Priester an der Spitze der Anstalt zu sehen. Nun trug ein Zögling das Festcarmen vor, eine im Hause selbst gedichtete Ode auf das Wirken des Jubilars. Zum Schluß fiel der Sängerkhor mit der gleichfalls von einem talentvollen Anstaltszöglinge schwungvoll komponierten Weihnachtsdilogie „Ehre sei Gott in der Höhe“ ein. Nachdem die Töne verhallt waren, feierte der erste Senior des Konvikts im Namen der Zöglinge in glänzender Ansprache aus jugendlich begeistertem Herzen die Verdienste

des Jubilar's um seine Zöglinge und brachte die tief empfundenen Glückwünsche zum Feste dar. Zugleich überreichte er ein prachtvolles Missale mit lateinischer Widmung. Tief bewegt erwiderte der Geseierte, indem er mit Recht rühmte, daß seine Zöglinge sein gerechter Stolz wären. Es folgte der vom Sängerkhor vorge tragene Psalm: „Der Herr ist mein Hirt“. Daran schloß sich die Gratulation der ehemaligen Konviktoristen, von denen viele bereits hervorragende Ämter und Würden bekleideten. Unterstützt von Konvikto'ren brachten sie zuerst unter Leitung des Domkapellmeisters Greulich das von diesem komponierte Offertorium *Jubilate Deo* meisterhaft zu Gehör, worauf Gymnasiallehrer Dr. Belzel in einer kunstvollen Mappe ein zweites, von Dr. Wagner gedichtetes, Festcarmen überreichte. Beneficiat Jung sprach nun im Namen der ehemaligen Zöglinge und dankte dem Jubilar für seine hingebende Aufopferung im Dienste der Jugenderziehung. Zum Ausdruck der nie aufhörenden dankbaren Gesinnung übergaben er und Sakristan Buchmann einen kostbaren mit Edelsteinen reich geschmückten Kelch. Dieser zweite Gratulationsakt schloß mit einer Komposition von Greulich, wozu Dr. Wagner den Text gedichtet hatte. Nun gratulierten jene Vereine, denen der Jubilar als Mitarbeiter oder als treuer Freund und Berater angehörte. Konsistorialrat Dr. Porßch brachte die Glückwünsche des Centrums-

vereins und überreichte eine von Maler Linke kunstvoll entworfene Adresse. Die „Alten Herren“ der Winfridia schenkten ein kostbares gotisches Reliquarium mit einer Reliquie des heiligen Philipp Neri. Die aktiven Mitglieder der Verbindung waren durch eine Deputation vertreten, die ihren „lieben Pater Winfridiae“ beglückwünschten und ihm durch Neopresbyter Hoffmann ein prachtvolles Album verehrten, das die Porträts der Winfridiajöhne enthielt. Es erschienen ferner Vertreter des Kasino, des katholischen Gesellenvereins, sowie andere Herren, die alle ihre Verehrung und Liebe und Freundschaft dem Jubilar in herzlichen Worten und festlichen Gaben bekundeten. Kanonikus Dr. Franz brachte noch die Glückwünsche des katholischen Arbeitervereins und des St. Agnes-Hospizes dar.

Nach diesen Gratulationen lud der Gefeierte alle erschienenen Freunde zu sich zu Gäste und es vereinte nun wieder nach langer Zeit einer der schönen Säle des Knabenkonvikts bei fröhlichem Mahle die sonst über ganz Schlesien zerstreuten Männer, um die das Haus einst das Band der Freundschaft geschlungen hatte und die jetzt mit den übrigen Festgenossen in demselben Hause und seinem Jubelpräfecten einen Sammel- und Einigungspunkt fanden. Unterdes wurde im Anstaltsgarten den Böglingen das Abendbrot serviert, welches durch die Munifizen des Jubilars zu einem außergewöhnlich

splendiden sich gestaltete. Mit einbrechender Dunkelheit führte dieser seine Gäste in den Garten zu dem jungen Nachwuchs; bald erstrahlte der schöne mit geschmackvollen Anlagen und sinnigen Ruheplätzchen versehene Garten in bengalischem Lichte; ein begeistertes Hoch aus 150 frohen Kehlen auf den Jubilar beschloß die Feier des Tages.

Am Morgen des 4. Juli, dem 25. Jahrestage seiner Priesterweihe, brachte der Jubilar in der Anstaltskapelle das heilige Meßopfer dar. Liebende Hände hatten, wie das ganze Haus, so besonders das Oratorium und seinen Altar mit Guirlanden, Blumen, Drangerie, Teppichen geschmückt. Außer den nächsten Verwandten und Freunden wohnten der Kurator und die Konvikturen der Jubelmesse bei, während die Pfarrer Müller und Potyfa in Talar und Rochett nebst zwei Böglingen ministrierten. Domkapellmeister Greulich führte mit seinem Domchor eine Messe von Remptner auf. Mit Tedeum schloß die Feier, die ein beredtes Zeugnis war, daß selbstlose Hingebung an den Beruf und treue Pflichterfüllung auch hienieden die verdiente Anerkennung finden.

Bei der Jubelmesse bediente sich Meer zum erstenmal des geschenkten Missales und Kelches; ersteres vermachte er dem Knabenkonvikte, letzteren der Kirche seiner Heimat Charlottenburg. — Die Reliquie des heiligen Philipp Neri stellte er auf sein Betpult, küßte sie bei

der Morgenbetrachtung mit der Bitte, der liebe Heilige möchte ihm seinen Frohsinn zum Werke der Jugenderziehung mitteilen und seine Bestrebungen, Priester heranzubilden, mit seiner Fürbitte begleiten.

10. Kapitel.

Tod und Begräbnis.

Ein Bericht über die Jubiläumsfeierlichkeiten schloß mit dem Wunsche, „daß nach dem hellblinkenden Silberfeste im Golde der Liebe einst die 50 erscheinen möge“. Der Wunsch sollte sich leider nicht erfüllen. Während Meer in seinem Charakter sich stets gleich bleibend, seine jugendliche Frische bewahrte, auch nach wie vor ferzengrade einherging, begann sein Haar auffallend zu bleichen. Ein höchst bedenkliches Symptom war es, daß er von der Ferienreise im Sommer 1894 nicht erfrischt zurückkehrte, sondern über dieselbe Mattigkeit klagte, die ihn beim Antritte der Reise beschwert hatte. Seine Hausgenossen bemerkten eine gewisse Reizbarkeit an ihm und konnten wahrnehmen, wie es ihm Überwindung kostete, bei den unangenehmen Vorkommnissen des täglichen Lebens die Ruhe zu bewahren. An dem öffentlichen Leben beteiligte er sich in gewohnter Weise und niemand ahnte eine Gefahr. Am 9. April 1895 hielt er eine große Rede in der Versammlung des Centrumsvereins;

es war das letztemal. Er führte die Zuhörer im Geiste an das Sterbelager des kurz vorher dahingegangenen Freiherrn von Schorlemer-Alst und führte aus, daß dieser als ein Ritter des Kreuzes gestorben sei; davon nahm er Anlaß, weil eben die Karwoche begonnen hatte, die Blicke auf das Kreuz zu lenken. Auch in der politischen Welt sei dieser Blick unentbehrlich. Die Kraft des Kreuzes dürfte in unseren Herzen nicht ermatten. „Unsere Zeit ist eine große Zeit des Kampfes. Dieser Kampf, den wir in unseren Tagen durchzukämpfen haben, ist im letzten Grunde doch nur der Kampf um das Kreuz. . . Der Kampf unserer Zeit ist ein zweifacher, er ist einmal ein religiöser Kampf und in notwendiger Folge davon ein sozialer. . . . Das Kreuz ist uns in dem religiösen Kampfe unserer Zeit das Wahrzeichen der Wahrheit und im sozialen Leben das Wahrzeichen der Gerechtigkeit.“ Der Redner schloß seine auffallend ernststen Ausführungen mit folgenden Worten, die er gleichsam als sein Testament in die Versammlung hinausrief: „Ja, der Krieg, der jetzt in der Welt entbrannt ist, ist so recht ein Gotteskrieg. Die Gottesrechte müssen wieder proklamiert werden. Es gilt in diesem Kriege aber auch, das Feldzeichen Gottes, das Kreuz, voranzutragen. Wohlan, folgen wir diesem Zeichen; schämen wir uns niemals des Kreuzes; sagen wir es jedermann, wie der Weltapostel: „Ich weiß

nur Einen, Christum den Gefreuzigten““, und seien wir überzeugt, der große Weltkampf für Gott, für Religion, Sitte und Ordnung auf Erden, wird nur zum Siege geführt werden, in dem Zeichen des Kreuzes, denn nur das Kreuz enthält die verheißungsvolle Inschrift: „In hoc signo vinces — In diesem Zeichen wirst du siegen!““

Der Vorsitzende der Versammlung Dr. Porisch sprach zum Schlusse die Hoffnung aus, daß der Sommer, nach dessen Ende die Vereinsthätigkeit wieder aufgenommen werden sollte, allen recht viel Gutes bringen möge. Meer ergriff noch einmal das Wort, um ihm Glück zur Reise nach Rom zu wünschen und knüpfte daran den Wunsch auf fröhliches Wiedersehen. Die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Wiedergesehen hat Porisch seinen lieben Freund, aber als einen gebrochenen, sterbenden Mann.

Am 19. Mai hielt Meer noch, obwohl schon sichtlich schwach und krank, den Monatsgottesdienst für den Jungfrauenverein; dann warf ihn ein Leberleiden auf das schmerzhafteste Krankenlager, das binnen Monatsfrist ihm zum Sterbelager werden sollte. Bereitwillig brachte er das Opfer des Lebens, welches Gott von ihm forderte. Mit der größten Gelassenheit und Ruhe ordnete er seine irdischen Angelegenheiten und ermutigte seine Umgebung mit den Worten: „Ergebung ist das beste Gebet“ zur

demüthigen Unterwerfung unter die göttlichen Fügungen. Tief erbauend war seine Sammlung beim Empfange der heiligen Sterbesakramente. In den heftigsten Schmerzen kam kein anderes Wort über seine Lippen als die Bitte: „Mein Jesus bewahre mich vor Kleinmut, bewahre mich vor Ungeduld!“ Sterbend hauchten seine Lippen fast unverständlich noch dieses Gebet. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue mühte er sich, trotz Schmerzen und Schwäche, sein Brevier vollständig zu beten. Traurig sagte er in der letzten Woche: „Ich kann nicht mehr“; aber noch jeden Tag ließ er sich das Brevier reichen und versuchte wenigstens einige Psalmen zu beten. Auch seiner Pflicht als Präsekt war er beständig sich bewußt; täglich mußte der Präceptor ihm über die Zöglinge berichten, und er ließ dieselben grüßen und zu treuer Pflichterfüllung mahnen. Zwei Tage vor seinem Tode, am Fronleichnamsfeste, an welchem die Domsänger austrengend gesungen hatten, schickte er ihnen in gewohnter Weise einen Trunk Wein zur Stärkung mit den Worten, die er diktierte: „Bin ich schwer auch krank, schick' ich doch den Trank“. Auch an Kleinigkeiten, wie an das Aufziehen der Uhr auf dem Korridore, erinnerte er, damit die Ordnung des Hauses nicht gestört würde.

Großen Trost und die letzte irdische Freude bereitete ihm der wiederholte Besuch Sr. Eminenz des Hoch-

würdigsten Herrn Kardinals, der ihm noch am Morgen des Todes den apostolischen Segen erteilte und mit den Worten verließ: „Auf Wiedersehen im Himmel!“ und dem er beim Abschiede noch dankbar mit der letzten Kraft seiner Stimme die Worte nachrief: „Gott segne Sie, Gott segne Sie!“ Bald darauf begann ein schwerer Kampf, in welchem er zu dem an seiner Seite weilenden Barmherzigen Bruder sprach: „Ich muß verschieden kämpfen!“ Dann wurde er allmählich schwächer, bezeichnete sich wiederholt mit dem heiligen Kreuze, sich abmühend, die schwache Hand zu erheben, und übergab still und friedlich, gegen $\frac{1}{2}$ 12 Uhr an einem Muttergottesstage, Samstag den 15. Juni 1895, seine Seele in die Hände seines Schöpfers. Er stand im 55. Lebensjahre und 32. seines Priestertums.

Entsprechend den hervorragenden Eigenschaften seiner Persönlichkeit und den weitverzweigten Gebieten, auf denen er segensreich thätig gewesen, war der Schmerz über seinen Tod ein großer und die Teilnahme eine allgemeine. Die Schlesische Volkszeitung allein brachte 15 Nachrufe, die fast alle, von der hergebrachten Form der Todesnachrichten abweichend, ausführlich die Bedeutung des Heimgegangenen darlegten und seine Verdienste verkündeten. Dieselbe Zeitung hat der allgemeinen Trauer über den Verlust treffenden Ausdruck gegeben in den Worten: „Nun ist der seeleneifrige, für

seine heilige Kirche und das Wohl des Nächsten aufopferungsvolle Priester und Erzieher, der wackere Centrumsmann und gute Patriot im besten Sinne des Wortes, der nimmer müde, begeisterte und begeisternde Redner in Vereinen und Versammlungen, dessen beredte Worte in schier zahllosen Vorträgen die Hörer unablässig auf das Gute, Gemeinnützige und Ideale richteten, uns entrückt auf immer, sein Mund verstummt für alle Zeit. Wer wird ihn ersetzen, den stets bereiten, redengewandten Mann im Meister-, Gesellen- und Arbeitervereine, im Verein katholischer Kaufleute, in dem von ihm mitbegründeten Vereine katholischer Lehrerinnen und vor allem in unserem Centrumvereine, zu dessen eifrigsten Vorstandsmitgliedern und Rednern er gehörte?! Auch als verständiges und klug beratendes Mitglied des Provinzial-Wahlkomitees der schlesischen Centumpartei hinterläßt er eine fühlbare Lücke. Vor allem schmerzlich trauernd beweinen auch die Zöglinge des Fürstbischöflichen Konvikts ihren um sie väterlich besorgten Präseften, ihren herzenskundigen Führer, Erzieher und Berater. Als Vorsteher der Anstalt hat er den reichsten Segen nicht bloß über die seiner Obhut anvertrauten Zöglinge, sondern durch diese auch in ihren späteren Ämtern und Würden in Kirche und Staat verbreitet. Im Schlesischen Kirchenblatte und später im Pastoralblatte war er eifrig bemüht und thätig, auch

durch das geschriebene Wort im heiligen Dienste sich nützlich zu machen. Auch unserer Zeitung war er stets ein hilfsbereiter, federgewandter Freund, so oft wir seiner benötigten; nie haben wir vergebens an ihn appelliert. Bekannt ist auch in Stadt und Provinz sein lebhaftes Interesse und Eintreten für alle Wohlfahrtsbestrebungen und Einrichtungen zu Gunsten der wirtschaftlich Armen und Schwachen, für die Bestrebungen des Cäcilienvereins, des Bonifaciusvereins, der katholischen Studentencorporationen u. s. w. u. s. w. Kurz, — wo es etwas Gutes zu fördern galt, da fehlte Rat Meer sicher nie und nirgends.“ Das Katholische Sonntagblatt fügte bei: „Sein priesterlicher Eifer, sein allseitiges stets opferbereites Wirken berechtigen uns, ihm die Worte des heiligen Paulus in den Mund zu legen: „Ich bin allen alles geworden.““

Dienstag den 18. Juni wurden, bei prachtvollem Wetter, die irdischen Überreste des teuren Toten auf dem neuen St. Laurentiuskirchhofe zur letzten Ruhe bestattet. Die Aufbahrung der Leiche war in dem in eine Trauerhalle verwandelten Wohnzimmer des Verstorbenen erfolgt. Reichliche Blumen- und Palmenspenden umgaben den einfachen Eichenjarg. Gegen 10 Uhr erschienen die Mitglieder des Domkapitels, der Klerus aus Stadt und Provinz in großer Anzahl, das Präsidium und der Vorstand des Centrumsvereins, Deputierte der städtischen Armendirektion, Stadtverordnete

und Bezirksvorsteher in Amtstracht, der Direktor und viele Lehrer des St. Matthiasgymnasiums u. s. w. Nach vollzogener Einsegnung stimmte ein Sngerchor die ernstesten Klänge des Liedes an: „Selig sind die Toten, welche im Herrn sterben, denn ihre Werke folgen ihnen nach“. Dann ordnete sich der gewaltige Leichenzug. An der Spitze wurde das Kreuz getragen, welches der Verstorbene in seiner letzten großen Rede verherrlicht hatte. Es folgten Mitglieder des katholischen Arbeiter- und Gesellenvereins mit ihren Fahnen, die vollzählig erschienene Winfridia ebenfalls mit Fahne, die Bglinge des Fürstbischöflichen Knabenkonvikts und des theologischen Konvikts, der Sngerchor das Miserere singend und in langem Zuge die Geistlichkeit. Nach dem Leichenzuge schritten der Vorstand des Centrumsvereins, Mitglieder verschiedener anderer Vereine, Vertreter des katholischen Adels, Deputierte der städtischen Armenverwaltung, Bürger der verschiedensten Berufsclassen, viele Mitglieder der hiesigen Frauengenossenschaften, der Jungfrauen-Verein und ein sehr großes gemischtes Geleit. Das Grab war am Haupteingange des Friedhofs links bereitet worden. Am Schlusse der Beerdigung bemerkte der amtierende Priester, daß der Verstorbene ein einfaches Begräbniß gewünscht und eine Grabrede sich verbeten habe; es erübrige ihm daher nur, den Dank der Leidtragenden für die ungewöhnliche Beteiligung auszusprechen.

11. Kapitel.

Charakteristik. Andenken.

Mehr wert noch als der äußere Pomp waren die Thränen und Gebete derer, die in dem Dahingeshiedenen den allzeit bereiten Helfer, den klugen Berater, den umsichtigen Führer verloren hatten. Wie viele Wohlthaten er gespendet, weiß nur Gott, da er dieselben mit ängstlicher Sorgfalt selbst seiner nächsten Umgebung zu verbergen suchte. Vieles ist durch die Empfänger bekannt geworden und deutet auf eine für seine Verhältnisse im großartigen Maße geübte Freigebigkeit und beweist, daß die schönen Vorschläge, die er so oft schriftlich und mündlich zur Hebung der sozialen Notstände machte, in seinem Munde keineswegs leere Worte waren. Sein Grundsatz war, jedem wahrhaft Bedürftigen nach Möglichkeit zu helfen. Dieser Grundsatz wurde besonders auch lebendig erhalten durch das Gefühl der Dankbarkeit, die einen hervorragenden Zug in seinem Charakter bildete. Er vergaß auch die kleinsten Beweise von Liebe und die geringsten Unterstützungen nicht, die ihm während der Studienzeit zuteilgeworden waren, sondern betrachtete sie als eine Schuld, die er nicht nur den Gebern, sondern allen Hilfsbedürftigen zu erstatten sich verpflichtet erachtete, sobald die Mittel ihm zu Gebote standen. Die

traurigsten Erfahrungen, die er hierbei machte, konnten ihn in seinem Grundsatz nicht irre machen.

Wie die Hilfsbedürftigen, so nahmen zu ihm viele ihre Zuflucht, die gedrückten Herzens waren. Mit nicht zu ermüdender Geduld hörte er oft Stunden lang die Klagen von Betrübten und selbst von Personen an, die ihm ganz unsympathisch waren, und gewann durch diese Langmut und Liebenswürdigkeit manches Herz für Geduld und Ergebung und Vertrauen auf Gott. Ein eigenes Geschick besaß er, Uneinigkeit zu verhindern, getrennte Meinungen auszugleichen, Frieden zu vermitteln. Manche Unannehmlichkeit und Rücksichtslosigkeit mußte er dabei hinnehmen. Die Ruhe, die er dabei bewahrte, verdient um so mehr Anerkennung, als er von Natur leicht erregbar und sehr zartfühlend war. In Erkenntnis dieser Charaktereigenschaft hatte er schon als Student den heiligen Franz von Sales sich zum Vorbilde erwählt und seine Sanftmut und seinen Gleichmut nachzuahmen gesucht. Er erwies sich als bildsamer Jünger des großen Meisters. Rücksichtslosigkeit, Undank, Kränkung, Verkennung empfand er aufs tiefste; man sah die innere Erregung in seinen Zügen, aber er blieb ruhig und gelassen, — einige Minuten tiefen Schweigens und der Kampf war vorüber. Schmerzliche Erfahrungen und Schickungen nahm er mit einem ergebenen Fiat hin. Im Zusammenhange damit steht seine edle Gewohnheit,

die Fehler anderer so viel als möglich zu entschuldigen; war er gezwungen, scharfe Urtheile über den Nächsten anzuhören, so wurde er unruhig und suchte dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Zu solchen, die ihm nahe standen, sagte er bei solchen Anlässen immer die Worte: „*Quid ad te, tu sequere me!*“ So nachsichtig er gegen fremde Schwächen und so nachgiebig er in unwesentlichen Dingen gegen andere war, so unbeugsam trat er für seine Überzeugung ein, selbst auf die Gefahr hin, anzustoßen und Nachteile sich zuziehen; er pflegte dann zu sagen: „Ich gehe einfach den graden Weg und thue meine Pflicht vor Gott und meinem Gewissen.“

Durften Bittsteller, klagende und unsympathische Personen bei ihm eine wohlwollende Aufnahme erwarten, so war es eine wahre Freude, einen Freundschaftsbesuch ihm zu machen. Mit der herzlichsten Liebe wurde man empfangen, und das lebhafteste und anregende Gespräch, das er alsbald in Fluß zu bringen verstand, ließ ganz vergessen, welcher großen Opfer der Vielbeschäftigten der Besuch kostete. Wie im Umgange mit ihm selbst, so fühlte man sich in seiner Wohnung wohl. Alles war einfach, aber geschmackvoll eingerichtet und zeugte von peinlicher Ordnungsliebe; den schönsten Schmuck bildeten die literarischen Schätze und die Kunstgegenstände, die er erworben oder geschenkt erhalten hatte. Was von

der Wohnung, das gilt auch von seinem Garten mit den reizenden Anlagen, den lauschigen Plätzchen, den Denksteinen und anderen Erinnerungszeichen, durch welche er das Andenken der um die Anstalt verdienten Männer bei den Zöglingen lebendig erhalten wollte. In dieser Wohnung, in diesem Garten hat er so oft mit der ihm eigenen Gabe jene bezaubernde Gastfreundschaft geübt, die seinen Freunden und allen, die sie je einmal genossen, unvergeßlich bleiben wird.

Diese edle Freundschaft, die er in weitem Umfange gepflegt, in Verbindung mit der segensreichen Thätigkeit, die er auf so vielen Gebieten rastlos entfaltet, machen die ungewöhnlich große Trauer über seinen Tod erklärlich und lassen das Wort, das nach seinem Hinscheiden so oft ausgesprochen worden, daß sein Andenken unvergeßlich sein werde, nicht als bloße Phrase erscheinen. Er wird sicher fortleben im Herzen der vielen, denen er Gutes gethan, denen er Freund gewesen. Seine Freunde drängte es indes, dieser inneren Gesinnung auch einen äußeren Ausdruck zu geben. Es geschah dies zunächst durch die Gedächtnisfeier in der ersten öffentlichen Versammlung des Centrumsvereins in der Winteraison am 29. Oktober 1895 im alten Saale des St. Vincenzhauses. In demselben hatte, umrahmt von einer Drangerie, das wohlgetroffene, von Kommerzienrat Wiskott gewidmete Bildnis Meers Aufstellung ge-

funden. Dr. Porsch eröffnete die Versammlung mit einer tiefergreifenden Gedenkrede und gab ein kurzes Lebensbild des teuren Toten, zu dessen Ehren sich die zahlreich Anwesenden von den Plätzen erhoben. Das Bild verblieb im Saale, als Zierde desselben und zur steten Erinnerung an den Dahingegangenen. Im Anschluß hieran erließ eine Anzahl Freunde und Verehrer Meers einige Tage später folgenden Aufruf:

„In der Versammlung des Breslauer Centrumsvereins vom 29. Oktober d. J. hat Herr Dr. Porsch eine Skizze der umfangreichen Thätigkeit des verstorbenen Geistlichen Rates und Präfecten August Meer gegeben. Jene Worte haben in den weitesten Kreisen einen sehr lebendigen Widerhall gefunden; denn wer den Verewigten überhaupt gekannt hat, der hat auch dessen vielseitige, selbstlose und stets opferbereite Wirksamkeit gekannt. Überall, wo es galt, edle Zwecke zu unterstützen, Werke der christlichen Nächstenliebe zu fördern, für die katholische Sache einzutreten, war Meer immer bereit, mit beredtem Worte zu wirken, unermüdlich zu arbeiten, thatkräftig zu helfen. Vielen auch hat er sich für ihre persönlichen Interessen als treuen opferwilligen Freund erwiesen. Die Unterzeichneten haben sich deshalb vereinigt, um durch Errichtung eines, wenn auch einfachen, so doch würdigen Grabdenkmals, ihrer Dankbarkeit, Freundschaft und Verehrung für den Verstorbenen einen

äußeren Ausdruck zu geben. An alle, welche durch die zündenden Worte des Geistlichen Rats Meer für das Gute und Edle begeistert worden sind, an die Mitglieder der katholischen Vereine, in denen Meer so oft als Redner aufgetreten ist, an seine zahlreichen Verehrer und Freunde ergeht hierdurch die Einladung zur Theiligung an diesem Werke mit der herzlichen Bitte: „Spendet einen Beitrag zur Errichtung eines Meerdenkmals!“ Besonders wenden wir uns mit dieser Bitte noch an alle früheren Zöglinge des Fürstbischöflichen Knabenseminars. Durch nahezu 30 Jahre hat Meer ja grade dieser Anstalt und ihren Zöglingen in erster Linie seine Sorge, seine Liebe und seine Arbeit gewidmet“.

Der Aufruf hatte solchen Erfolg, daß aus den eingegangenen Beiträgen nicht bloß das Denkmal gesetzt, sondern auch noch eine Meßstiftung für den Verstorbenen und eine „Meersche Bücherfundation“ zu Gunsten bedürftiger und würdiger Zöglinge des Knabenseminars errichtet und überdies eine erhebliche Summe dem Bonifaciusverein überwiesen werden konnte.

Das Denkmal ist aus schwarzem schwedischen Granit gefertigt; über einem Sockel erhebt sich ein in streng einfachen Linien gehaltenes Kreuz; die flach als poliertes Hochrelief herausgearbeitete Inschrift hebt sich wirkungsvoll von dem etwas helleren unpolierten Untergrunde

der Schriftseite des Sockels ab. Die weiße Farbe der Christusfigur aus Marmorguß steht zu dem dunklen Kreuze in wohlthuendem Kontraste. Ein geschmackvolles, schmiedeeisernes Gitter umgiebt Denkmal und Grab.

Sonntag den 14. Juni 1896 Nachmittag, am Vorabende des ersten Anniversariums fand die Weihe des Denkmals statt. Mit den Geschwistern hatten die Verehrer und Freunde des Verstorbenen sich zahlreich eingefunden; die Vereine und Korporationen, denen er im Leben angehört oder nahe gestanden, waren, zum Teil mit ihren Fahnen, vertreten; die vollzählig erschienene Winfridia legte eine kostbare Kranzspende am Grabe nieder, welches auch von anderer Seite pietätsvoll mit Blumengewinden geschmückt war. Die Böglinge des Knabenkonvikts hatten unter Führung ihres neuen Präfecten Aufstellung genommen und leiteten ein und beschloßen die Feier mit Gesang. Die Weihe vollzog der Religionslehrer Dr. Nickel. Er gedachte sodann in kurzer herzlicher Ansprache des priesterlichen, erzieherischen und sozialen Wirkens des Präfecten Meer und übergab Namens des Komitees das Denkmal der sorgenden Obhut der Verwandten. Es sei ein Denkmal freilich von kaltem Stein, einfach und schlicht, ein Kreuz mit dem Bilde des Erlösers; aber ein solches sei für den Christen immer eine Aufforderung zum Gebete für die Verstorbenen. Darum sei es keineswegs lediglich ein Schmuck des Grabes,

sondern es trage durch die Gebete, zu denen es anrege, reiche Zinsen demjenigen, für den gebetet werde, und dem Betenden selbst. Ein anderes lebendiges Denkmal sei die dankbare Liebe im Herzen und ein christlich frommes Leben in opferfreudiger Arbeit zum Wohle der Mitmenschen, und zu diesem Denkmale habe Präsekt Meer bei den Zöglingen des Knabentowwits getreulich den Grund legen helfen.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Kapitel. Kindheit und Studien	1
2. „ Alumnat und erste priesterliche Thätigkeit .	15
3. „ Präfekt im Knabenkonvikte	22
4. „ Serienreisen	49
5. „ Beziehungen zu den Ordensgenossenschaften, besonders den Ursulinerinnen	86
6. „ Thätigkeit in der Winfridia	105
7. „ Vereinsthätigkeit	120
8. „ Literarische Thätigkeit	143
9. „ Silbernes Jubiläum	165
10. „ Tod und Begräbnis	170
11. „ Charakteristik. Andenken	178

Schriften des † Geistl. Rates Meer:

Charakterbilder aus dem Clerus Schlesiens. (I. Band)
1832—1881. 4,00 M.

Daselbe. Neue Folge, vollendet von Dr. J. Jungnick.
4,00 M.

Familia Carolina. Ein schlesischer Priesterverein. 1718
bis 1888. 60 Pf.

Geschichte des Ursulinerinnenklosters
zu Breslau. 1,25 M.
" Ratibor. 75 Pf.
" Berlin. 75 Pf.
" Schweidnitz. 1,00 M.

Das Central- und Ursulinerinnenkloster Liebethal.
Zweite vermehrte Aufl. 1,20 M.

**Zum 200jährigen Jubiläum der Ursulinerinnen in
Schlesien.** 30 Pf.

**Geschichte der katholischen Studenten-Verbindung
Winfridia in Breslau.** 1,50, geb. 3,00 M.

Robert Herzog, Fürstbischof von Breslau. 50 Pf.

Dr. Georg Kopp, Fürstbischof von Breslau. 50 Pf.

Domherr Dr. Franz Corinjer. Ein Lebensbild. 75 Pf.

Mutterworte. Ein Vergißmeinnicht für die Lebenswanderung.
Zweite verbesserte Aufl. 30 Pf., geb. 60 Pf.

Ave, maris stella. Ave, Stern des Meeres. Ein Büch-
lein von der Mutter Gottes für ihre Kinder zumal im Monat
Mai. 60 Pf., geb. 90 Pf.

Verlag von G. P. Uderholz' Buchhandlung
in Breslau.

Schriften von
Dr. J. Jungnitz,

Geistlicher Rat und Direktor des Fürstbischöfl. Diözesanarchivs
in Breslau:

Geschichte der Dörfer Ober- und Nieder-Mois im
Neumarkter Kreise. 1885. 3,00 M.

Die heilige Hedwig. Ein Heiligenbild für das christliche
Volk. 1886. 1,00 M.

Sebastian von Rostock, Bischof von Breslau. 1891
3,00 M.

Archidiaconus Petrus Gebauer. Zeit- und Lebensbild
aus der schlesischen Kirchengeschichte des 17. Jahrhunderts.
1892. 2,00 M.

Die Kongregation der Grauen Schwestern von der
heiligen Elisabeth. 1892. 2,00 M.

Die Breslauer Ritualien. 1892. 50 Pf.

Das Breslauer Brevier und Proprium. 1893. 2,00 M.

Martin von Gerstmann, Bischof von Breslau. Ein Zeit-
und Lebensbild aus der schlesischen Kirchengeschichte des
16. Jahrhunderts. 1898. 5,60 M.

Verlag von G. P. Uderholz' Buchhandlung
in Breslau.

Druck von R. Wiskrowsky in Breslau.



50, -

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

7317 SM



001-007317-00-0

